H
1335

von Halder
N. 3414.

Lesebuch

für

Bürgerschulen.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erster Theil.

Ladenpreis fünf Groschen.

Berlin,
bei August Mylius 1788.

Ueber die

Absicht und den Gebrauch dieses Buchs.

Wenn man sich eine Bürgerschule von Kindern zwischen 5 und 15 Jahren denkt, welche einst in den untern bürgerlichen Ständen leben, und dazu eines geordneten und hinlänglichen Unterrichts geniessen sollen: so sind die Kinder von etwa 7 bis 11 Jahren diejenigen, für welche dies Buch eigentlich bestimmt ist *).

Der Verfasser desselben hatte die Absicht: ein Lesebuch zu liefern, welches für die niedern Bürgerschulen eben das wäre, was der Kinderfreund des Herrn von Rochow für die Landschulen ist. – Schon mehrere Schriftsteller haben zu dem nämlichen Zweck gearbeitet; welcher von ihnen dem Ziel am nächsten gekommen sei, — mögen Sachkundige Richter entscheiden.

Um die erwähnte Absicht desto besser zu erreichen, dachte man sich diejenigen Stadtkin-

*) Für die Erwachsnern über 11 Jahr wird ein zweiter Theil dieses Lesebuchs nachfolgen.

der, für welche man schreiben wolte, in ihrer eigenthümlichen Lage, Bestimmung, und den daraus entstehenden Bedürfnissen, welche von der Lage und den Bedürfnissen der Landkinder — wenigstens immer etwas — verschieden sind. Und dieser Umstand bestimmte dann sowohl die Wahl der Materialien als den Ton des Vortrags in diesem Buche, welches für die Jugend ein Lesebuch sein, dem Lehrer aber genugsame Veranlassung geben solte, seinen Schülern

neben der Aufwekkung und guten Richtung ihrer Denkkraft, hinlängliche Vorkentnisse — sowohl in moralischen als physikalischen und bürgerlichen Angelegenheiten — mitzutheilen.

Daß also die Gegenstände zu diesen Belehrungen mehr aus dem bürgerlichen Leben, aus bürgerlichen Verhältnissen und Gewerben, als anders woher, genommen sind, ist eben so natürlich, als daß man, um Kinder zu belehren, die Beispiele und Gelegenheiten dazu mehr in dem Kreise der Kinder als der Erwachsnen aufsuchte. Denn jedes Alter hat, so wie seine besondre Pflichten, so auch seine besondre Erfahrungen, Beobachtungen, Klugheitsregeln

und

und Moral; und Kinder zuerst hiemit gehörig und in gleichem Fortschritt mit ihrem zunehmenden Alter bekant machen, um sie von ihren Fehlern zu befreien und sie an die Tugenden ihres Alters zu gewöhnen: das ist der Weg, aus ihnen dereinst verständige Menschen und gute Bürger zu bilden.

So weit von der Absicht des Ganzen; einzelne Theile werden im Folgenden berührt.

Was den Gebrauch dieses Buchs beim Unterricht betrift, so wird dabei die bessere Lehrart vorausgesetzt, welche in des Herrn von Rochow Schulbuch und in Riemanns Beschreibung der Reckanschen Schulen (welche Bücher billig in jedes Lehrers Händen sein solten) so musterhaft dargestellt ist. — Nach dieser allgemeinen Hinweisung auf das Beste in dieser Art begnügt man sich, das Wenige, was über einzelne Punkte etwa noch zu bemerken ist, in folgenden Numern kürzlich zusammen zu fassen.

1. Es ist weder Zweck, noch ohne Ausnahme nöthig, dies Buch mit den Kindern, von Anfang bis zu Ende, der Reihe nach durchzulesen; der Lehrer richtet sich vielmehr nach der Fassungskraft und dem Bedürfniß seiner

Schüler, und wählt für dieselben bald dies bald jenes aus, was für sie grade am schicklichsten ist: jedoch beständig mit der Rücksicht, daß sie, bevor sie in die folgende höhere Klasse kommen, alles hinlänglich wissen, was in diesem Buche enthalten ist.

2. Bei gewissen Abschnitten ist die einmalige Erklärung derselben für die Kinder nicht hinlänglich; vielmehr muß der Lehrer bei verschiedenen Gelegenheiten immer wieder darauf zurückkommen, um die Sache seinen Schülern desto anschaulicher und unvergeßlicher zu machen. Dahin gehören z. B. die Abschnitte I. II. III. VI. VIII. und einzelne Stükke in andern Abschnitten.

3. Die erste Hälfte dieses Lesebuchs ist mehr (obwohl nicht ausschliessend) für die Anfänger in dieser Klasse, so wie die zweite Hälfte mehr für die geübtern Schüler derselben, bestimmt.

4. Ueber die Behandlung der Erzählungen im IV. Abschnitt sind vorzüglich die vorerwähnten Schriften des Herrn von Rochow und Herrn Riemanns nachzusehen.

5. In der zweiten Hälfte giebt der V. Abschnitt Anlaß zu vielen nützlichen Warnungen,

so wie zu Belehrungen über heilsame Anwendung der Zeit und Kräfte in der Jugend

6. Der VI. Abschnitt hat die Absicht, die Kinder, sobald ihre Fassungskraft es erlaubt, mit dem Inhalt der Bibel, in Beziehung auf unsre eigne — innre und äussere — Wohlfarth, bekant zu machen, und sie früh mit gegründeter Hochachtung für dies göttliche Buch zu erfüllen. Es muß aber dieser Abschnitt stückweise, und nicht mit einem mal durchgegangen werden, weil sonst die Kinder darüber ermüden würden.

7. Der VII. Abschnitt ist als ein Magazin verschiedner Materialien anzusehen, woraus der Lehrer, theils zur Abwechslung, theils zur Ersparung eines anderweitigen Nachsuchens, Stoff zu mannigfaltigen nützlichen Unterhaltungen mit den Kindern hernehmen kann.

8. Der VIII. und IX. Abschnitt sind Anfangs mehr des Lehrers als der Kinder wegen da. Beide enthalten theils das Maaß desjenigen, was von theoretischer Sprachlehre und vom Rechnen den Schülern dieser Klasse mitzutheilen ist;*) theils einen Fingerzeig der Methode und des

*) Vielleicht mögten beide Abschnitte manchen Lesern für Kinder überflüssig scheinen; aber wenn sie ihnen nur

des einfachen Ganges, den der Lehrer dabei zu nehmen hat. — Er schaltet den VIII. Abschnitt, indem er schon vom ersten Unterricht an auf Beförderung der Sprachrichtigkeit hält, bei dem übrigen Unterricht mit ein; so daß die Kinder, ehe sie diesen Abschnitt selbst lesen, mit den Sachen schon bekant sind. Alsdann wird es ihnen um so leichter, dies kleine Ganze zu übersehen, und dadurch den Grund zu einer vollkomnern Richtigkeit im Sprechen und Schreiben zu legen.

9. Das Nämliche gilt vom Rechnen. Auch dieses wird erst, nach der methodischen Anordnung des IX. Abschnitts, fleissig mit den Kindern geübt; wobei besonders dahin zu sehen ist, daß man ja nicht zu schnell mit ihnen fortschreitet, und z. B. sie nicht eher addiren läßt, bis sie fertig numeriren können. Vorzüglich sind hier bei jeder Uebungsaufgabe (wovon im Buche fast immer nur eine vorkomt) mehrere ähnliche zu empfehlen. *) Auch ist das

Aus=

nur gehörig erklärt sind, so dienen sie denselben nicht nur zu einer nützlichen Wiederholung; sondern sie können sich auch künftig noch im nöthigen Fall Raths daraus erholen. Deswegen fanden sie hier ihren Platz.

*) Des Herrn Prof. Busse Rechenbuch in 2 Theilen, nebst Anleitung für den Lehrer, wird hier, sowohl

in

Auswendigrechnen ohne Tafel oder Schreibzeug vom grossem Werth, theils weil es das richtige Denken ungemein schärft, und theils, weil es im gemeinen Leben am gewöhnlichsten wieder vorkomt. Die Auflösung der Aufgaben beim Addiren, S. 129; so wie bei den lezten, S. 144, — ist mit Fleiß weggelassen: der Lehrer mag sie mit seinen Schülern gemeinschaftlich anstellen.

So wie nun der Lehrer mit den Kindern eine einzelne Rechnungsart, z. B. Numeriren, Addiren, ꝛc. geendigt hat, so kann er alsdann das im Lesebuch darüber Befindliche mit ihnen, unter Beifügung der etwa nöthigen Erläuterungen, durchlesen; dies werden sie dann nicht nur besser verstehn, sondern sie können es auch künftig zu ihrer eignen Belehrung wieder nachsehen. — Eine gleiche Absicht hat der Anhang, welcher bei den Rechenübungen, so wie es die Gelegenheit an die Hand giebt, eingeschaltet wird.

10. Von den Sittenregeln für Kinder und von den Sprüchen und Liedern ist nichts Besonders

in Ansehung der Methode, als auch des Vorraths von Exempeln, wichtige Dienste leisten; ohne daß es der Lehrer seinen Schülern grade mit aller Umständlichkeit vorzutragen hätte.

sonders zu bemerken. Man hofft zweckmässig gewählt zu haben; und die leztern können von Zeit zu Zeit, nach vorhergegangner Erklärung, auswendig gelernt werden: nur müssen sie, besonders die Verse, den Kindern, ehe diese sie auswendig lernen, jedesmal von dem Lehrer mit richtiger Tonlegung vorgesprochen werden, damit sie selbst es eben so richtig nachsprechen lernen.

Zum Schluß fügt man noch hinzu, daß dies Buch während der Zeit, welche die Kinder in dieser Klasse zubringen, neben dem übrigen Unterricht (im Christenthum, Schreiben, Rechenübungen) füglich wenigstens zweimal durchgelehrt werden kann; und dann können auch die Kinder geschickt genug sein, ummit Nutzen in die folgende erste Klasse überzugehn.

Geschrieben zur Ostermesse 1788.

Lesebuch für Bürgerschulen.

Erster Theil.

Erste Hälfte.

I.
Vom Unterscheiden und Vergleichen.

Fritz und Karl zankten sich beim Herausgehen aus der Schule um ihre Hüte; denn Fritz behauptete, Karl habe seinen Hut genommen, und er habe aus Versehen Karls Hut ergriffen; Karl aber leugnete, daß er einen fremden Hut habe. So stritten sie lange, und es wäre beinahe zum schlagen gekommen, wenn nicht noch Gottfried herbeigelaufen wäre, und ein Loch in Karls Hutkopf gezeigt hätte, welches in Fritzens Hute nicht war. So kamen sie wieder auseinander.

Seht, Kinder! wenn Karl und Fritz ihre Hüte genau hätten **unterscheiden** können; so würden sie sich nicht gezankt haben.

Wie unterschieden sie sie denn aber nachher? sie sahen, daß in dem einen ein Loch war, und in dem andern nicht.

Wenn man also zusieht, **ob an dem einen Dinge etwas ist, was an dem andern nicht ist,** oder warin zwei Dinge sich unähnlich sind, so **unterscheidet** man.

Wenn du nun dein Buch von dem Buche deines Nachbarn unterscheiden woltest, so müstest du zusehen, ob dies eben die Farbe oder Grösse hat, als jenes, oder ob sonst etwas an deinem ist, was sich an jenem nicht befindet.

Wodurch unterscheidest du wohl den Tisch und die Bank? siehe zu, ob der Tisch eben so hoch, so breit, und so gefärbt ist, als die Bank.*

Wodurch unterscheidest du das Fenster und die Thür? siehe zu, ob die Thür auch von Glas ist, wie das Fenster, ob man durchsehen kann, und ob sie so zerbrechlich ist.

Wodurch unterscheidest du den Schrank und den Ofen? siehe zu, ob der Schrank eben die Far-

* Man begnügt sich anfänglich, nur auf die äussern, in die Augen fallenden, Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten aufmerksam zu machen.

Farbe hat, wie der Ofen, ob er eben so gebauet ist, und ob er auch aus Steinen und Kalk zusammengesetzt ist.

Nun unterscheide ein Pferd und einen Ochsen; ein Schaf und eine Ziege; ein Schwein und einen Hund; eine Gans und eine Ente; eine Henne und eine Taube.

* * *

Man kann aber auch zwei Dinge mit einander vergleichen.

So machtens Wilhelm und Bernhard. Wilhelm wolte nämlich seinen Ball gern gegen Bernhards Ball vertauschen. Sie hielten also beide Bälle gegen einander, und Wilhelm sagte: Siehe, mein Ball ist noch eben so neu, wie deiner, er ist auch eben so bunt und eben so groß.

Dadurch ließ sich Bernhard überreden und vertauschte seinen Ball. Aber Wilhelm hatte ihn doch betrogen, denn dessen Ball war viel schwerer, und sprang nicht so hoch, wenn man ihn gegen die Erde warf, als Bernhards Ball.

Wie verglichen denn nun diese beiden ihre Bälle? Wilhelm sagte, daß **sein Ball eben so beschaffen wäre, wie Bernhards Ball,** oder daß **er ihm ähnlich wäre.**

Wenn man also sieht, **worin zwei Dinge einander ähnlich** sind, dann **vergleicht** man sie.

Wie vergleichst du also dein Buch, und deines Nachbars Buch? siehe zu, ob dein Buch auch von Papier ist, wie jenes; ob es eben so groß, und so gebunden ist.

Wie vergleichst du das Fenster und die Thür? siehe zu, ob beides ein Theil der Stube ist.

Wie vergleichst du den Tisch und die Bank? siehe zu, ob die Bank ebenfals von Holz gemacht ist, wie der Tisch.

Man kann also Dinge vergleichen, wenn man ihre Bestandtheile, ihre Grösse, Gestalt, Farbe, Absicht, ihren Nutzen oder Schaden betrachtet und neben einander hält.

Nun vergleiche einen Spiegel und ein Fenster; einen Hund und eine Katze; ein Haus und einen Stall; ein Pferd und einen Ochsen.

II.

Von Ursach und Wirkung.

Philipp aß auf der Hochzeit seines Bruders zu viel Kuchen und wurde davon krank.

Was

Was war also die **Ursach** seiner Krankheit?

Der unmässige Genuß des Kuchens.

Wir nennen also das eine **Ursach**, **woraus etwas entsteht**; dasjenige aber, **was aus der Ursach entsteht**, nennen wir eine **Wirkung**.

So war die Krankheit eine Folge oder **Wirkung** der Unmässigkeit; und die Unmässigkeit war die **Ursach** davon.

Gottlieb war zänkisch und unverträglich; darum wolten ihn seine Mitschüler zu keinem ihrer Spiele mit zu lassen, und gar in ihrer Gesellschaft nicht dulden.

Gottliebs Unverträglichkeit war also **Ursach**, daß ihn seine Mitschüler nicht leiden konten; und die Ausstossung von seinen Mitschülern war die **Wirkung** seiner Unverträglicheit.

Wenn die Sonne aufgeht, so wird es Tag. Der Aufgang der Sonne ist also die **Ursach** des Tages, und der Tag ist eine **Wirkung** von dem Aufgange der Sonne.

Nun sage mir die Wirkung des Feuers und die Ursach der Wärme; die Wirkung des Essens und Trinkens; die Ursach des Schlafs, des Rauchs und des Lichts.

III.

Von Mittel und Endzweck.

Albert wolte gern bald lesen lernen; er gab aber in der Schule nicht fleissig Achtung und lernte also nicht lesen. Was wir wollen oder wünschen, das ist unser **Endzweck.** Albert hatte also den Endzweck lesen zu lernen.

Wodurch wir unsern Endzweck erreichen, das nennt man **Mittel.** Wenn Albert fleissig Acht gegeben hätte, so hätte er seinen Endzweck erreicht; denn das Achtgeben war das Mittel dazu. Wer aber die Mittel nicht anwendet, erreicht auch seinen Endzweck nicht.

August war krank und wolte gern wieder gesund werden; er nahm aber die Arznei nicht ein, die ihm der Arzt verschrieben hatte; und also starb er an der Krankheit.

Der Endzweck, den August hatte, war, wieder gesund zu werden. Das Mittel dazu war das Einnehmen der Arznei.

Alle gute Eltern wünschen, daß ihre Kinder verständig werden mögen, darum schiken sie dieselben in die Schule.

Der Endzweck oder die Absicht der Eltern ist also, daß die Kinder verständig werden; der Unterricht in der Schule ist das Mittel dazu.

Jeder Lehrer will, daß unartige Kinder artig werden sollen; darum ermahnt und straft er sie.

Was ist die Absicht des Lehrers? und wel-es das Mittel?

Ein gutes Kind will von den Eltern und Lehrern geliebt seyn; darum ist es gehorsam und fleissig.

Was ist der Zweck des Kindes? welches ist das Mittel?

Ein Gärtner wünscht, daß seine Bäume gute Früchte bringen; darum wartet er sie fleissig ab.

Was ist die Absicht des Gärtners? welches das Mittel?

IV.

Erzählungen

zur Uebung im Lesen, und zur Bildung des sittlichen Gefühls.

1. Das gute Kind.

Wenn doch alle Kinder dem kleinen Gottlieb gleich wären! Dieser war seinen Eltern und Lehrern folgsam ohne Ausnahme, denn er wuste, daß sie ihm nichts befehlen würden, als was recht und

gut ist. Dadurch entging er den meisten Strafen, welche unartige Kinder zu befürchten haben, denn gewöhnlich werden Kinder des Ungehorsams wegen bestraft.

Aber durch diese Folgsamkeit wurde er auch selbst so gut, daß er sehr selten etwas Strafwürdiges beging. Und wenn er ja einmal Strafe verdient hatte, so unterschied er sich auch darin von vielen andern Kindern, daß er weder die Strafe durch Lügen abzuwenden suchte, noch dagegen murrte, oder wohl gar im Herzen einen Haß gegen den, der ihn strafte, unterhielt; sondern er unterwarf sich derselben willig, und bat nur, daß man ihm hernach wieder gut werden mögte. Spr. Sal. 10, 17.

2. Das unordentliche Schulkind.

Gottlieb ging ungern in die Schule, denn er war träge zum Lernen, und wolte lieber auf der Strasse oder vor dem Thore herum laufen und spielen, als in der Schule etwas Nützliches lernen. Oft suchte er unter mancherlei Vorwand bei den Eltern Erlaubniß, aus der Schule zu bleiben; oft aber versäumte er dieselbe auch ohne Vorwissen der Eltern und des Lehrers. Wenn er aber ja kam, so fehlte ihm bald dieses bald jenes Buch, oder er

kam zu spät, und stöhrte die Fleissigen durch seine Unordnung.

Deswegen hatte er nun viel Verdruß; die Eltern strafen ihn und grämten sich über ihn, und der Lehrer liebte und achtete ihn wenig; er würde ihn auch ganz aus seiner Schule weggewiesen haben, wenn nicht die guten Eltern noch immer für ihn gebeten hätten.

Bei einem solchen liederlichen Leben blieb aber auch Gottlieb weit unter sein Alter unwissend, denn er konte im zwölften Jahre noch nicht einmal lesen, und im vierzehnten kaum leserlich schreiben; das Rechnen war ihm auch immer zu schwer gewesen.

Nun solte er im funfzehnten Jahre bei einem Meister in die Lehre kommen; aber niemand wolte ihn gern haben, weil er unwissend und des Müssiggangs gewohnt war. Endlich lief er nach vielen liederlichen Streichen aus dem Hause seiner Eltern davon, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

3. Bescheidenheit.

Wenn Wilhelm etwas von seinen Eltern bekam an Kleidung, Eßwaaren oder Spielzeug, so nahm er es allemal mit Dank an, und war zu-

frieden, es möchte viel oder wenig sein; auch murrete er nicht, wenn gleich seine Geschwister etwas Beßres erhalten hatten.

Sein Bruder Fritz hingegen war so unartig, daß er das Geschenkte wohl gar mit einer verächtlichen Miene wieder hinwarf, wenn es ihm nicht gefiel. Er war auch selten zufrieden mit dem, was er bekam, denn in seinen Augen war das, was andre hatten, immer besser, als das Seinige, wenn es gleich nur eben so gut war. Besonders äusserte er diese Unbescheidenheit bei Tische, wo er immer etwas zu tadeln fand an dem, was ihm vorgelegt wurde, und immer etwas anders oder mehr verlangte.

Die verständigen Eltern gaben ihm aber eben deswegen nicht mehr, als was er nothdürftig brauchte, und Geschenke bekam er in der Folge gar nicht; der bescheidne Wilhelm hingegen wurde oft noch besonders mit etwas Ausserordentlichem erfreut.

4. Achtsamkeit.

Karl war flatterhaft und beständig zerstreut; er hörte alles, was gesagt ward, nur mit halben Ohren, und wenn er einen Auftrag bekam, so richtete er ihn entweder ganz verkehrt aus, oder

man

man muste ihm Viertelstunden lang wiederholen, was er bestellen solte. Sein Bruder Fritz aber war auf alles aufmerksam, und man konte ihn zu allen Geschäften viel besser brauchen, daher ihn jederman lieb hatte.

Einst rief der Vater diese beiden Kinder, die vor der Thüre mit einander spielten, in die Stube, und sagte: Kinder! wer von euch kann am hürtigsten eine Bestellung ausrichten? er nante ihnen darauf einen Gasthof, wo ein fremder Herr angekommen war, an den die Bestellung gerichtet war.

Als der Vater das Nöthige gesagt hatte, lief Fritz ungesäumt nach dem Gasthofe hin; Karl aber hatte weder den Namen des Gasthofes, noch die Bestellung selbst recht verstanden, und muste also den Vater noch einmal fragen.

Unterdeß richtete Fritz den Auftrag aufs Beste aus, und als Karl erst auf der Hälfte des Weges war, kam ihm Fritz schon wieder entgegen gelaufen, und zeigte ihm einen blanken Gulden, den ihm der fremde Herr geschenkt hatte, weil ihm an dieser Bestellung viel gelegen gewesen war.

Nun fing Karl an zu weinen und zu zanken, und meinte, er müsse auch etwas von diesem Geschenk bekommen, weil er doch bis zur Hälfte des Weges hingegangen wäre. Aber der Vater verwies

wies ihm beides, seine Unachtsamkeit und seine Misgunst; und Fritz behielt den Gulden, als eine Belohnung seiner Aufmerksamkeit.

5. Verführung.

Wilhelm saß an einem Sommerabend vor der Thür und wartete auf die Ankunft seines Vaters. Da kam Philipp, ein böser Knabe, und überredete ihn, mit an den Fluß zu gehen und sich in einen Kahn zu setzen, der da angebunden war.

Philipp war so unbesonnen, den Kahn loszubinden; da er aber weder Kräfte noch Geschicklichkeit genug hatte, denselben zu regieren, so trieb ihn das Wasser weit vom Ufer weg, und die Knaben gerieten in Lebensgefahr.

Zum Glück sahe ein Müller die Gefahr, und eilte mit einem andern Kahn ihnen zu Hülfe. Sie wurden gerettet, und Wilhelm, der Todesangst dabei ausgestanden hatte, erhielt noch dazu von seinem Vater eine verdiente Züchtigung, weil er sich hatte verführen lassen.

Wenn Dich die bösen Buben lokken, so folge ihnen nicht! Spr. Sal. 1. 10.

6. Ungerechte Verspottung.

Der unglückliche Christoph war in seiner Kindheit von einer unvorsichtigen Wärterin verwahrloset worden, und hatte daher einen Auswuchs am Körper bekommen, den man gewöhnlich einen Bukkel oder Hökker nennt. Ein jeder vernünftiger Mensch, der ihn sahe, hatte Mitleiden mit seinem Gebrechen; und man hütete sich um desto mehr, ihn auf irgend eine Art zu beleidigen oder zu erzürnen, weil solche gebrechliche Personen gemeiniglich sehr empfindlich sind.

So dachte aber der junge Höhnisch nicht; der lachte den armen Christoph aus, wo er ihn sahe, verspottete ihn, und gab ihm mancherlei Ekelnamen, um ihn zu kränken.

Aber Höhnischen gings auch nicht wohl. Er that einmal einen unglücklichen Fall und zerquetschte sich das Nasenbein, wodurch nicht nur sein Gesicht verunstaltet, sondern auch die Aussprache höchst unangenehm und widrig wurde. Niemand bedauerte ihn deshalb, weil er so lieblos gegen andere gewesen war.

Wer des Unglücklichen spottet, der höhnet desselben Schöpfer. Spr. Salom. 17, 5.

7. Der Eigensinnige.

Wenn der kleine Ludwig seinen Willen nicht haben konte, so wurde er gleich böse, schrie und lermte so lange, bis man ihm gab, was er haben wolte. Weil das nun einigemal geschehen war, und die zu gutwilligen Eltern ihm nachgegeben hatten; so dachte er, er müsse immer seinen Willen haben, und wurde ein sehr eigensinniger Knabe.

Die Eltern sahen ihren Fehler wohl ein, den sie aus zu grosser Liebe begangen hatten, aber sie wusten nicht, wie sie ihn verbessern solten; denn wenn der Knabe nicht gleich seinen Willeu hatte, so erboßte er sich so sehr, daß man für seine Gesundheit besorgt war.

Endlich fragten sie den Prediger um Rath, was sie wohl thun solten? Dieser verständige Mann sagte, sie solten es nur jedesmal standhaft abschlagen, wenn Ludwig so eigensinnig etwas verlangte, und wenn er sich gar erboßte, so solten sie ihn empfindlich mit der Ruthe züchtigen. Das geschah auch, und so ward Ludwig wieder von diesem Laster befreiet.

Bosheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Ruthe der Zucht wird sie von ihm treiben. Spr. Sal. 22, v. 15.

8. Verträglichkeit.

Christian war überall wohlgelitten, und alle Kinder hatten ihn gern als Spielkameraden bei sich, denn er veranlaßte nicht nur selbst keine Zänkereien, sondern suchte auch die etwan entstandnen Streitigkeiten durch Zureden beizulegen.

Wenn ihn ein muthwilliger Knabe mit Spottreden oder auf andere Weise neckte, so that er, als merkte ers nicht, und antwortete nicht darauf; wurde es ja so arg, daß ers nicht mehr aushalten konte, so ging er lieber weg, als daß er sich zankte. Es geschah aber auch sehr selten, daß ihn jemand beleidigte, denn alle liebten ihn wegen seiner Verträglichkeit. Spr. Sal. 17, 14.

9. Bestrafter Muthwille.

Ernst fand ein besonderes Vergnügen daran, brauchbare Sachen zu verderben, und Schaden anzurichten, den seine Eltern wieder ersetzen mußten. Er zerschlug das Spielzeug seiner Geschwister, bemalte die Wände mit Tinte, zerschnitt Tische und Stühle, und was von der Art im Hause geschah, hatte allemal Ernst gethan.

Auch in der Schule übte er diesen Muthwillen; er schnitt mit dem Federmesser Namen in den

Tisch,

Tisch, und durchbohrte die Tintenfässer, daß sie unbrauchbar wurden. Hierüber war er schon oft bestraft worden, aber er ließ doch nicht ganz von dieser Unart.

Einstmals ging er vor dem Thore spaziren, und verfiel auf den thörichten Zeitvertreib, die Rinde von den Bäumen zu schälen, welche die Obrigkeit zum Nutzen und Vergnügen an dem Wege hatte setzen lassen. Er wurde aber dabei ertappt und ins Gefängniß geführt, wo er acht Tage bei Wasser und Brodt und täglicher Züchtigung sitzen muste. Seit der Zeit hat man ihn nie wieder so muthwillig gesehen.

10. Rachsucht.

Ferdinand war von zornigem und rachsüchtigem Gemüth, und ob er gleich schon oft damit Unglück angerichtet und sich Strafe zugezogen hatte, so suchte er diesen Fehler doch nicht abzulegen und seine Hitze zu mässigen. So zeigte er in folgendem Vorfall eine sehr niederträchtige Rachsucht.

Ein kleiner Knabe, Namens Peter, spielte mit einigen andern Kindern auf einem grünen Platz vor seiner Eltern Hause. Ferdinand stand in einiger Entfernung und sahe zu. Unversehens lief Peter, der von zween andern im Spiel verfolgt

folgt wurde, an Ferdinanden an, daß er niederfiel.

Voll Zorn sprang Ferdinand auf, und setzte dem kleinen Peter wüthend nach, der in das Haus seiner Eltern flüchtete. Nun stellten sich die andern Kinder alle um Ferdinanden herum und baten ihn, daß er doch Petern, der ihn nicht mit Vorsatz gestossen hätte, nichts thun mögte. Aber Ferdinand ging brummend fort, und sagte, er wolte es ihm schon gedenken.

Einige Tage darauf begegnete ihm Peter an einem Ort, wo er nicht ausweichen konte; sogleich ergrif ihn Ferdinand bei den Haaren, warf ihn zu Boden, und schlug ihn blutrünstig, so, daß er kaum wieder aufstehen konte.

Aber Ferdinand zerbrach in der Wuth auch einmal einem andern Kinde den Arm. Da hatte er und seine Eltern viel Verdruß; sie musten nicht nur die Kosten der Heilung bezahlen, sondern Ferdinand wurde auch noch auf obrigkeitlichen Befehl besonders gezüchtigt.

11. Gefrässigkeit.

Der kleine Peter hatte den ganzen Tag die Taschen voll Kuchen, Semmel, Obst und andere

Näschereien, und aß ausser den gewöhnlichen Mahlzeiten immer aus der Tasche. Dadurch gewöhnte er sich so unordentlich und gefrässig, daß er sehr oft krank wurde.

Festtage und Gastmäler, glaubte er, wären ausdrücklich dazu bestimmt, mehr zu geniessen, als zur Sättigung nöthig ist, und er kante kein grösseres Vergnügen, als an solchen Tagen sich mit Speisen recht voll zu stopfen. Daß er die folgenden Tage sich übel darnach befinden würde, wuste er zwar; aber seine Begierde riß ihn doch immer hin.

So gings ihm an dem Hochzeittage seiner Schwester. Er aß und trank so unmässig, daß er in der Nacht darauf gefährlich krank wurde, und einige Zeit nachher an einem schleichenden Fieber starb.

12. Unterschied des Vergnügens.

Franz besuchte am Neujahrstage seinen Vetter, um ihm zum neuen Jahre Glück zu wünschen, weil er alsdann ein Geschenk zu erhalten pflegte. Auch diesmal bekam er einen Thaler und ein grosses Stück Torte.

Franz war etwas lekkerhaft, und freute sich also ausnehmend über die Torte. Um sie in der

Stille

Stille und recht mit Geschmack geniessen zu können, wikkelte er sie in Papier und wolte sie mit nach Hause nehmen. Für das geschenkte Geld wolte er sich eine schöne Wintermütze kaufen, die er sich schon längst gewünscht hatte.

Mit diesen Gedanken ging er eilends von seinem Vetter weg. Unterweges begegnete ihm ein armer alter Mann, bleich und abgezehrt, der mit blossen Strümpfen im Schnee wadete. Dieser Anblick rührte Franzen; er gab dem armen Manne (nicht ohne einige Ueberwindung) ein Stück von der Torte und einen halben Gulden, der ihn mit zitternder Stimme dafür segnete.

So oft Franz an diese That dachte, freute er sich; und wenn er einmal recht froh sein wolte, so dachte er daran.

Hätte wohl Franz mehr Vergnügen gehabt, wenn er die Torte allein gegessen und sich eine Wintermütze gekauft hätte?

13. Der Undankbare.

Ein armer verwaiseter Knabe, der weder Vater noch Mutter hatte, wurde von einem mitleidigen Manne, Namens Gutherz, an Kindesstatt aufgenommen, und genoß in dem Hause desselben noch

mehr Wohlthaten, als er von seinen eignen Eltern hätte erwarten können.

Anfangs gefiel ihm das so wohl, daß er seinen guten Pflege-Eltern alles zu Gefallen that, was er ihnen nur an den Augen absehen konte; daher diese ihn noch immer mehr liebgewannen. Bald aber ward er des Guten gewohnt, und achtete es nicht mehr; er vergaß, daß dies alles Wohlthaten waren, und wurde trotzig und unzufrieden.

Gutherz bemerkte diese Veränderung mit Betrübniß. Er suchte ihn durch Zureden und freundlichen Ernst zu bessern; aber es half nichts. Da er dem Knaben nun nicht, nach seinem Wunsch, Geld genug zu Näschereien geben wolte, so bestahl der undankbare Knabe seinen großmüthigen Wohlthäter, und lief davon.

Aber die Strafe folgte bald nach. Die Obrigkeit ließ ihn aufsuchen, und schickte ihn, zu seiner eignen Besserung und andern zur Warnung ins Zuchthaus, wo er Zeit genug hatte seine Thorheit zu bereuen. Sirach 12, 3.

14. Der reiche Mann.

Ein junger Edelmann hatte von seinem Vater ein grosses Rittergut, welches in sehr gutem Stande

war,

war, und überdies noch einen nicht geringen Schatz an baarem Gelde und Kleinodien, geerbt. Er lebte aber leichtsinnig, und gab jährlich viel mehr aus, als er einzunehmen hatte; daher muste er immer ein Kapital nach dem andern aufnehmen, und zulezt wolten seine Einkünfte nicht mehr zureichen, um die Zinsen zu bezahlen.

In eben dem Dorfe wohnte ein Bauer, der hatte ein kleines Häuschen und etwas Akker dabei, den er so fleissig bauete, und dabei so sparsam lebte, daß er nicht nur sich und seine Familie davon ernähren konte, sondern auch jährlich einen kleinen Nothpfennig zurücklegte.

Welcher von beiden war ein reicher Mann?

15. Das Gewitter.

Nach einem heissen Sommertage zog sich gegen Abend ein wohlthätiges Gewitter zusammen, welches die schwüle Luft von den Dünsten reinigen und abkühlen, und die durstige Erde mit einem fruchtbaren Regen erfrischen solte.

Christoph, der eine kindische Furcht vor dem Gewitter hatte, befand sich eben im Garten, als die ersten Donnerschläge von fern herauf rollten. Er sprang daher schnell in das Haus, und

lief in die Stube, wo der Vater war; schreiend verbarg er sein Gesicht in dem Schooß desselben und bat, er mögte nur nicht aus der Stube gehen, so lange es donnerte. Ach! sprach er, der Sommer wäre recht gut, wenn es nur keine Gewitter gäbe; die verderben mir immer meine Freude.

Du urtheilst sehr unverständig, antwortete der Vater; die Gewitter sind eine grosse Wohlthat Gottes, und sie solten eher deine Freude vermehren, wenn du sie aufsteigen siehst, als sie verderben.

Aber sie schlagen doch so oft ein? erwiederte Christoph. — So oft eben nicht, sagte der Vater, wenigstens mehr in Wälder, Sümpfe und andern Orten, wo sie wenig Schaden thun, als in Häuser, und noch seltner treffen sie einen Menschen, wenn man die gehörige Vorsicht dabei beobachtet.

Hierauf unterrichtete der Vater den Sohn, sowohl von dem vielfachen Nutzen der Gewitter, als auch von dem nöthigen Verhalten bei demselben, um die Gefahr dabei zu vermeiden. Christoph hörte aufmerksam zu, und sahe von der Zeit an jedem Gewitter mit stiller Gelassenheit und frohen Empfindungen entgegen.

16. Was heißt Schmollen?

August hatte eine grosse Untugend an sich; denn wenn er glaubte von jemanden beleidigt zu sein, so war er viele Tage lang unfreundlich und mürrisch; er sprach kein Wort mit ihm, antwortete auch nicht auf Fragen, und sahe so finster aus, als ob er alle Augenblikke um sich schlagen wolte. Nach langer Zeit wurde er erst wieder gesprächig und freundlich.

Er betrug sich aber nicht nur so unartig gegen seine Geschwister und Spielkameraden, sondern sogar auch gegen die Eltern, wenn er etwa von ihnen wegen eines Fehlers bestraft worden war.

Um ihm nun diese Unart abzugewöhnen, befahl der Vater allen im Hause, wenn August mit irgend jemanden auf diese Art schmollte oder maulte, so solten alle eben so gegen ihm sich betragen; und wenn er alsdann aufhörte, so solten sie gerade noch einmal so lange mit ihm schmollen, als seine Unfreundlichkeit gedauert hatte. Als dies einigemal geschehen war, lernte er die Häßlichkeit seines Fehlers einsehen und besserte sich.

17. Unreinlichkeit.

Der kleine Fleck zeichnete sich unter allen seinen Mitschülern durch Schmuz und Unreinlichkeit aus, denn man hatte ihn zu Hause nicht früh genug zur Reinlichkeit angehalten, daher ihm diese Untugend zur Gewohnheit geworden war.

Seine Eltern wandten viel an seinen Anzug, dennoch ging er so liederlich, daß man ihn nicht gern ansah. Ein neues Kleid trug er kaum zwei oder dreimal, so war es schon mit Tinte, Oehl, Bier oder dergleichen beschmuzt, und an seinen Alt..gskleidern konte man kaum noch die Farbe erkennen vor Staub und Besudlung. Die Schuhe waren nur dann rein, wenn sie vom Schuster kamen, daher sie auch immer bald vom Koth zerfressen wurden und aufsprangen. Kurz, er verdarb durch seine Unreinlichkeit so wohl seine Kleider, als er sich dadurch verächtlich und niederträchtig machte, denn niemand hatte ihn gern um sich.

Allein noch grösser war der Schade, den er seiner Gesundheit zufügte. Er bekam öfters Geschwüre an dem Füssen, weil er sie nicht wusch und die Nägel nicht abschnitt; und endlich brach ein ekelhafter Ausschlag am Kopf und dem ganzen Leibe aus. Diesen ließ er durch unver-

stän-

ständige Rathgeber zu zeitig vertreiben, wodurch er Lebenslang einen siechen Körper behielt.

18. Höflichkeit.

Albert hatte in der Schule gelernt, daß man einem jeden die Achtung erweisen müsse, die ihm zukomt, und daß man durch ein solches höfliches Betragen sich die Liebe und Zuneigung anderer am leichtesten und sichersten erwerben könne. Er war also, um sich zu dieser Tugend zu gewöhnen, immer aufmerksam auf sich selbst, und erlaubte sich nie, auch wenn er allein war, unanständige Sitten.

In der Schule beobachtete er stets eine ehrerbietige Stellung des Leibes, aus Achtung gegen seinen Lehrer und seine Mitschüler. Nie sahe man ihn mit weit vorgestreckten Füssen und zurückgelehntem Leibe sitzen, oder mit den Armen über dem Tische liegen, oder mit den Händen in den Haaren kratzen, und dergleichen Unanständigkeiten mehr. Noch viel weniger erlaubte ers sich, gegen seine Mitschüler Schimpfwörter oder unhöfliche Reden zu gebrauchen, wenn er auch bisweilen von ihnen dazu gereizt wurde.

Einstens ging er mit einigen seiner Bekanten vor dem Thore spaziren; da begegnete ihnen

 ein

ein fremder Herr zu Pferde, der gerade auf sie zu ritt, um sie zu fragen, in welcher Strasse ein gewisser Gasthof läge, wo er einkehren wolte.

Als der Fremde nahe kam, liefen die andern Knaben alle, aus einer unartigen Blödigkeit, davon; Albert aber blieb stehen, nahm seinen Hut ab, und antwortete auf die Fragen des Fremden höflich und bescheiden, bot sich auch freiwillig an, ihm den Weg nach dem Gasthof zu zeigen.

Das gefiel dem Fremden sehr, er ließ sich unterweges mit ihm in ein Gespräch ein, fragte nach seinen Eltern, wie sie hiessen, wo sie wohnten, und nach andern Umständen. Vor dem Gasthof stieg der Fremde ab, dankte Alberten freundlich für seine Gefälligkeit, und wolte ihm ein Geschenk an Gelde geben; allein Albert verbat es, empfahl sich, und ging zurück zu seinen Kameraden.

Den andern Tag wurde der Fremde, der von hohem Stande war, von dem Landesherrn zur Tafel gebeten. Hier erzählte er über Tische, was ihm mit dem Knaben am vorigen Tage begegnet war, und Albert wurde nicht nur von allen Anwesenden öffentlich gelobt, sondern auch nach einiger Zeit in herrschaftliche Dienste genommen, wo es ihm sehr wohl ging.

19. Die Verläumderin.

Henriette wolte sich gern bei ihren Eltern und Lehrern beliebt machen; und weil sie glaubte, daß es zu schwer sei und zu lange daure, ehe sie ihren Zweck erreiche, wenn sie durch Fleiß und Redlichkeit sich diese Liebe erwerben wolte: so legte sie sich aufs Verläumden, denn sie hatte bemerkt, daß man sich bei vielen dadurch auch in Gunst setzen könne, wenn man von andern fälschlich Böses sagt.

Sie fing also damit an, daß sie von ihren Geschwistern alle Kleinigkeiten, unschuldigen Spaß und Spie, als böse Handlungen bei den Eltern heimlich angab, und durch ihre Zusätze recht gehässig vorstelte. Dabei bat sie immer, daß man sie nicht als Angeberin verrathen mögte, weil sie sonst ihrem Hasse ausgesetzt sein würde. Die Eltern, die gegen ihre Kinder aus guter Absicht strenge waren, lobten Henrietten, daß sie an den Bosheiten ihrer Geschwister keinen Theil nehmen wolte, und schränkten die Verläumdeten in ihren unschuldigen Vergnügungen immer mehr ein; Henriette aber wurde überall vorgezogen und zu allen Lustbarkeiten zugelassen.

Weil es ihr auf diese Weise bei ihren Eltern gelungen war, so versuchte sie es nun auch in der Schule. Hier gab sie genau Achtung, welche

Schüle-

Schülerinnen von dem Lehrer nicht sehr geliebt wurden; und von diesen wuste sie, wenn sie nach Endigung der Schulstunden mit dem Lehrer allein war, so viel Böses zu erzählen, daß sie immer mehr von der Liebe ihres Lehrers verlohren. Dieser aber hielt Henriettens Aussage darum für wahr, weil er eben die Schülerinnen schon von einer schlechten Seite hatte kennen lernen.

Indessen kam ihre boshafte Verläumdung doch an den Tag. Denn sie verläumdete einstens eine sehr brave Mitschülerin, weil sie derselben die Liebe ihres Lehrers misgönnte, und da diese heimliche Anklage genauer untersucht wurde, entdeckte man die böse Verläumderin und bestrafte sie. Auch wolte niemand von der Zeit an mehr mit ihr umgehen, oder ihren Worten glauben. Sir. 5; 16, 17.

20. Die unerfahrne Jugend.

Zwei Knaben spielten am Ufer eines Flusses, welches hin und wieder von dem Wasser ausgefressen war. Ein alter Hirt, der in dieser Gegend sein Vieh weidete, warnte sie, daß sie nicht zu nahe an den Rand des Ufers gehen solten, denn er habe schon oft grosse Stükken von selbst ins Wasser fallen sehen.

Die Knaben meinten aber, sie wären ja weit genug vom Flusse, und das Ufer wäre auch so dick, daß es sie wohl tragen würde. Sie spielten also sorglos fort, und näherten sich unvermerkt einer sehr hohlen Stelle; plözlich brach ein Stück davon los, und der eine Knabe, welcher darauf stand, fiel in den Fluß.

Vor Schrekken lief der andere eiligst davon, und weil er sich vor der Strafe fürchtete, sagte er zu Hause kein Wort von diesem unglücklichen Fall. Der alte Hirt, der dies alles mit angesehen hatte, rettete noch mit grosser Mühe den hinabgestürzten Knaben, der beinahe schon ertrunken war. Und was, meint ihr, hatte der andere durch sein unzeitiges Schweigen wohl verdient?

20. Die Wahrsagerin.

Eine Zigeunerin kam in ein Dorf und wolte den Leuten für Geld wahrsagen. Einige waren auch wirklich so einfältig und abergläubig, daß sie den Reden der listigen Frau zuhörten. Diese sagte nun einem jeden der Umstehenden etwas, das er gern hören mochte, dem einen weissagte sie eine reiche Erbschaft, dem andern eine glückliche Heirath, u. s. w. Dafür wurde sie dann auch reichlich beschenkt.

Unterdeß hatten die Gerichte von dieser Landstreicherin gehört; und weil solche Betrügereien verboten waren, so wurde sie unvermutet aufgehoben und nach der Stadt in Verwahrung gebracht. Hätte sie nun wirklich wahrsagen, das heißt, das Zukünftige vorher wissen können; so würde sie auch ihre eigene Gefangennehmung gewust haben, und derselben durch die Flucht entgangen sein.

Dennoch aber glaubten die meisten das, was die Zigeunerin ihnen gesagt hatte, darum, weil sie wünschten, daß es wahr sein mögte; und so wurden sie zum Theil dadurch unglücklich. Denn z. B. der, welchem eine reiche Erbschaft geweissagt war, vernachlässigte seine Wirthschaft, in der Hofnung, bald ohne Mühe reich zu werden. Lange blieben die schädlichen Wirkungen dieser Betrügerin in dem Dorfe noch sichtbar.

22. Der Glücksspieler.

Stephan diente als Gärtner bei einem vornehmen Herrn schon seit vielen Jahren, und hatte das Lob eines fleissigen, geschickten und treuen Arbeiters. Er lebte dabei auch sehr zufrieden, und wünschte weiter nichts, als daß er es nur bis an sein Ende so gut haben mögte, denn sein Herr liebte und schätzte ihn.

Eines Tages aber kam sein Freund Anton mit schnellen Schritten zu ihm in den Garten und meldete ihm voller Freude, daß er 500 Rthaler in der Lotterie gewonnen habe. Nun bin ich auf einmal aus meiner Noth! rief er; so kümmerlich, wie bisher, darf ich nun mein Bischen Brodt nicht mehr verdienen. Ich gebe meinen Dienst bei der Herrschaft auf (er war Bedienter bei demselben Herrn) und lege mir einen kleinen Handel zu, da will ich mich schon nähren. Und wenn ich dir rathen solte, lieber Stephan, fuhr er fort, so versuchtest du dein Glück auch in der Lotterie. Ist es nicht besser, daß wir unsre eigne Herren werden? und was haben wir, wenn wir alt und schwach werden, für Pflege und Wartung in Diensten?

Stephan schüttelte den Kopf, wuste aber doch nicht viel dagegen zu sagen, und Anton machte ihm den Gewinn in der Lotterie so wahrscheinlich, stellte ihm auch den Zustand der Unabhängigkeit so angenehm vor, daß er sich endlich entschloß eine Kleinigkeit daran zu wagen. Er setzte also einige Groschen in die Lotterie, und gewann bei der nächsten Ziehung — nichts. Da er muthlos werden wolte, munterte ihn Stephan auf und sagte: er solte den Einsatz nur immer verdoppeln und fortfahren, am Ende müsse sein Loos herauskommen; so habe er seine 500 Rthlr. auch gewonnen.

Stephan wolte sein Geld nicht gern vorlohren haben und setzte also wieder von neuem ein. Das that er auch die folgende Zeit, da statt Treffer immer Nieten für ihn gezogen wurden. Zulezt konte er den Einsatz nicht mehr aus eignen Mitteln bestreiten, und doch wolte er nicht aufhören einzusetzen, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, er müsse einmal gewinnen. Um das Geld zum Einsatz zusammen zu bringen, betrog der sonst so ehrliche Stephan seinen Herrn beim Verkauf der Gartenfrüchte. So sehr hatte die Gewinnsucht sein Gemüth geändert! dies blieb nicht lange verborgen, daher jagte ihn sein Herr fort.

Nun wolte er seine Zuflucht zu seinem Freund Anton nehmen; allein der hatte mit seinem Gelde übel gewirtschaftet und auch wieder in die Lotterie gesetzt, ohne zu gewinnen. Dadurch war er in Schulden geraten und muste landflüchtig werden.

Es blieb ihm also nichts übrig, als gleichfalls aus dem Lande zu gehen, weil niemand ihn, als einen Betrüger und Dieb, in seine Dienste nehmen wolte.

Wer auf andere Art, als durch Arbeit, Geld erwerben will, wird am Ende immer unglücklich.

23. Aberglauben.

Gustav war so leichtgläubig, daß er alles für wahr annahm, was er hörte, ohne zu untersuchen, ob es auch wahr sein könne. Diese Leichtgläubigkeit hatte ihn auch zum Aberglauben gebracht; denn wenn ihm jemand sagte, in diesem oder jenem Hause spuke ein Gespenst, so glaubte er es, und erzählte es andern als zuverlässig gewiß; oder wenn man ihm weiß machte, es stürbe jemand in dem Hause, vor welchem eine Eule schrie: so zweifelte er nicht im geringsten daran, und glaubte eine **Wirkung**, die von **der** Ursach nicht herkommen konte, das heißt: er war **abergläubig.**

Einsmals bekam er einen Schaden am Fuß, von heiler Haut, wie man zu sagen pflegt. Anstatt daß er nun einen ordentlichen Arzt hätte um Rath fragen sollen, ließ er sich vielmehr von einer alten Frau bereden, die Wunde mit einem sogenanten Johannishölzchen (ein Holz, welches am Johannistage von einem Baum geschnitten worden) zu berühren, wovon sie allein, ohne andere Mittel, heilen würde. Da die Frau ihn versicherte, daß dieses schon mehrern geholfen hätte, welche sie namentlich anführte: so verließ er sich so fest darauf, daß er an keine ordentliche Cur dachte.

Indessen wurde die Wunde immer gefährlicher, und endlich schlug gar der kalte Brand dazu. Nun

 muste

muſte er doch nach einem Arzt ſchikken, der ihm das Bein abnahm; und er war froh, daß er nicht gar das Leben einbüßte.

Aberglauben iſt oft die Quelle vieles Unglücks, und doch beherrſcht er ſo viele Menſchen.

24. Die Folgen des Fleiſſes und der Faulheit.

Moritz war der einzige Sohn eines reichen Gutsbeſitzers. Mit ihm war Chriſtoph in gleichem Alter, der Sohn eines Dreſchers auf dem Gute ſeines Vaters. Dieſe beiden Kinder wuchſen alſo zuſammen auf als Spielkameraden, und Chriſtoph wurde von dem alten Moritz geliebt, wie ſein eigner Sohn; er nahm ihn nicht nur an ſeinen Tiſch und kleidete ihn, ſondern ſchickte ihn auch frei in die Schule.

Chriſtoph hatte zwar keine auſſerordentliche Fähigkeiten, es wurde ihm alles ſehr ſchwer, was er lernen ſolte; aber er gab ſich viele Mühe, er merkte auf alles, was der Lehrer ſagte, lernte zu Hauſe fleiſſig, was ihm in der Schule aufgegeben war, und übte ſich in allem ſelbſt, ohne daß ihn jemand antreiben durfte. Durch ſolchen unermüdeten Eifer brachte er es bald dahin, daß er den andern Schulkindern gleich kam, die beſſere Geiſtesgaben

von Gott empfangen hatten, als er; und jederman liebte ihn, und wünschte dem Vater Glück zu einem solchen Sohn.

Moritz aber war leichtsinnig und achtete nicht auf die guten Lehren, die er in der Schule hörte; Spielen, Reiten, Fischen nnd dergleichen Vergnügungen waren ihm lieber, als Lernen. Wenn er ermahnt wurde, fleissig zu sein, so sagte er: ich werde ein Landwirth, und da braucht man nicht viel zu wissen; wenn ich lesen, schreiben und rechnen kann, so bin ich geschickt genug, und dazu habe ich immer noch Zeit.

So ging ein Jahr nach dem andern hin, und weil er glaubte immer noch Zeit genug zu haben, so lernte er auch das Lesen, Schreiben und Rechnen nur sehr mittelmässig. Der Vater hätte es freilich lieber gesehn, wenn sein Sohn fleissiger gewesen wäre; aber zwingen wolte er ihn auch eben nicht, und überdem dachte er ebenfals, daß derselbe in seinem künftigen Stande nicht viel zu wissen brauche, sondern, wenn er ihm das Gut wohl eingerichtet hinterliesse, so könne es ihm nicht fehlen. Aber beide irreten hier sehr; denn sie dachten nicht daran, daß die **Verwöhnung** zu unnützen Vergnügungen noch weit schlimmere Folgen hat, als blos die Versäumniß des Guten, das man in der Jugend hätte lernen können.

Als Moritz in die Jahre trat, wo er die Schule verlassen muste, wolte ihn der Vater zur Wirthschaft anführen, und trug ihm also bald diese, bald jene Geschäfte auf; aber Moritz ging lieber seinen gewohnten Lustbarkeiten nach. Anstatt auf dem Felde zu sein, um die Knechte zur Arbeit anzutreiben, ritt er in die Stadt zu seinen Bekanten und spielte, und ließ die Knechte arbeiten, so viel sie wolten.

Der Vater schalt ihn zwar deswegen hart; aber es half nichts, und er starb, wie man sagt, vor Verdruß über die Liederlichkeit seines Sohnes. Nun war Moritz Herr des Guts, und er konte ganz nach seinem Willen handeln. Nach dem Sprüchwort: jung gewohnt, alt gethan; blieb er auch eben so ein leichtsinniger Mensch, als er vorher war. Er lebte immer in den Tag hinein, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern, und in ein paar Jahren war das Gut so verschuldet, daß es öffentlich verkauft werden muste.

Ein benachbarter Edelmann kaufte es, und Christoph, der bisher als Verwalter auf demselben gestanden und durch Fleiß und Sparsamkeit sich etwas erworben hatte, nahm es in Pacht.

Das Geld von dem verkauften Gute reichte nicht einmal zu, Moritzens Schulden zu bezahlen, und also hätte er müssen ein Landläufer werden,

wenn Christoph nicht aus Dankbarkeit und Mitleiden sich seiner angenommen, und ihm freie Wohnung und freien Tisch bei sich gegeben hätte.

Fleiß und Arbeitsamkeit bewahrt vor vielem Bösen, aber Müssiggang lehrt alle Laster. Spr. Sal. 28; 19. Sir. 33; 29.

25. Die Näscherin.

Friederike hatte die üble Gewohnheit alles zu benaschen, was sie von Eßwaaren oder Getränken sah. Sie war deshalb oft von ihren Eltern bestraft worden, weil Näscherei nicht nur sehr unanständig ist, sondern weil sie auch Ursach wird, daß man überhaupt seine Begierden nicht mässigen und unterdrükken lernt.

Aber Friederike hielt sich doch nicht zurück, wenn ihr die Lust ankam zu naschen. Die Gartenthür muste um ihretwillen beständig verschlossen sein, so lange Obst im Garten war, denn sie pflückte alles, was sie erreichen konte, so gar unreif ab; biß die Aepfel und Birnen an, und, wenn sie noch herbe waren, warf sie dieselben weg. So verdarb sie fast eben so viel Obst, wenn sie einmal in den Garten kam, als das Ungeziefer.

Gar zu gern schlich sie sich in die Milchkammer, wo sie die Sahne mit den Fingern aus den Milchgefäs-

gefässen nahm. Anfangs glaubte man, daß die Katze diese Näscherin wäre, und schafte sie ab; aber bald entdeckte sichs, daß Friederike den Schlüssel zur Milchkammer sehr gut zu finden wuste. Es war also nicht zu verwundern, daß die Eltern gar kein Zutrauen mehr zu ihr hatten und alles vor ihr verschlossen, wie vor einem Diebe. Sogar war sie einigemal über den Brantewein gerathen, den der Vater für Fremde in einem Eckschrank stehen hatte, war davon berauscht und tödtlich krank geworden.

Eines Tages war sie in der Stube allein, und solche Zeiten pflegte sie gern zu ihren Näschereien zu benutzen. Sie sahe sich um, ob irgend ein Schrank offen stände, oder ob Schlüssel da wären; endlich bemerkte sie oben auf dem Schrank ein Näpfchen.

Sogleich machte sie Anstalt, zu sehen, ob etwas für sie zu naschen darin wäre. Sie setzte einen Stuhl an den Schrank, und da dieser noch nicht hoch genug war, rückte sie auch den Tisch hinan, stieg vom Stuhl auf den Tisch und nahm das Näpfchen herunter. Es war etwas Weisses darin, wie gestoßner Zukker; sie tunkte die Fingerspitze ein und kostete es; es schmeckte süß, und sie leckte also immer begieriger.

Plözlich trat die Mutter zur Thür herein. Sie erschrak, daß sie fast vom Tische gefallen wäre; aber

noch

noch grösser war der Schreck der Mutter, da sie sahe, daß Friederike Gift aß, welches für die Fliegen hingesetzt war. Unglückskind! rief sie, was machst du? — Sie hob sie gleich vom Tisch, schickte zu dem Arzt, gab ihr Milch ein, daß sie sich brechen solte, und wandte alle Mittel an, sie von einem schrecklichen Tode zu retten. Bald aber fühlte sie die entsetzlichsten Schmerzen in den Eingeweiden, und schrie, daß man es einige Häuser weit hören konte.

Der Arzt kam, und verordnete, sie immer noch mehr Milch trinken zu lassen, gab ihr auch noch andere Arzeneien; allein sie mochte zu viel genascht haben; zwar blieb sie am Leben, behielt aber doch einen sehr schwachen Verstand und beständig zitternde Glieder.

Wer seinen Begierden unvernünftig folgt, den stürzen sie endlich ins Verderben.

26. Mitleiden gegen Thiere.

Der kleine Hartmann fand sein Vergnügen daran, Thiere ohne Noth zu quälen. Er glaubte, er hätte ein Recht, sich dieses Vergnügen zu machen, so oft er die Gelegenheit und Gewalt dazu hatte. Ohne zu bedenken, daß Thiere auch gegen Schmerz empfindlich sind, mishandelte er sie

oft so grausam, als ob sie seine ärgsten Feinde wären, da sie ihm doch nichts zu leide gethan hatten.

Er fing Maikäfer, band sie mit einem Faden an einen Stock, und ließ sie so um denselben herumfliegen, bis sie ganz abgemattet waren.

Die unschuldigen, und in mancher Absicht nützlichen Frösche, stach er mit Nadeln, und ergötzte sich an ihren Zukkungen, bis sie eines langsamen Todes starben.

Besonders übte er seine Kunst zu quälen an einem kleinen Hunde aus, den ihm sein Vetter geschenkt hatte. Den ganzen Tag führte er ihn an einem Strick mit sich herum; und um andern zu zeigen, daß er Herr über diesen Hund sei: so schlug er ihn bei der geringsten Veranlassung, stieß ihn mit den Füssen, zwackte ihn an den Ohren, so daß ihm oft fremde Leute darüber Verweise gaben.

Als er grösser ward, jagte er Pferde zu Tode, und fing an, das Gesinde übel zu behandeln, daher viele, sonst brauchbare Personen, um seinetwillen aus dem Dienste gingen. Unglücklicherweise sahen die Eltern ihm nach, weil er das einzige Kind war.

Da er endlich seine eigene Wirthschaft erhielt, hätte man meinen sollen, er würde sich nun vernünftiger betragen; allein er setzte, nach dem

Sprüchwort: jung gewohnt, alt gethan — seine vorige Aufführung fort, und lebte mit allen Menschen in beständigem Streit, so daß die Processe, wegen Ersetzung des Schadens, den er Menschen und Vieh zufügte, gar nicht aufhörten, und er seines Lebens nicht froh ward.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes, aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig. Spr. Sal. 12; 10.

27. Der schadenfrohe Knabe.

Wenn Jacob wuste, daß seine Spielkameraden an irgend einer Sache Vergnügen fanden, so verdroß ihn das, und er suchte Gelegenheit, dieselbe zu verderben.

So hatte Wilhelm einen jungen Nußbaum vor seiner Thüre gepflanzt, den er sorgfältig wartete und pflegte, und, um ihn vor den Beschädigungen des vorübergehenden Viehes zu bewahren, hatte er ein Stakket, mit Dornen umflochten, herumgesetzt.

Nun sann Jacob hin und her, wie er Wilhelmen wohl diese Freude verderben könte, ohne daß Verdacht auf ihn käme; daher er es so machen wolte, daß der Baum selbst ausgegangen zu sein schiene. Er ging also des Abends spät hin und

begoß ihn einigemal mit kochend heissem Wasser, worauf der schöne grüne Baum, an dem Wilhelm alle seine Freude gehabt hatte, in kurzer Zeit abstarb und verdorrte.

Ein andermal wolte er einem andern Nachbaren die Sprossen an einer Baumleiter halb durchschneiden, um nachher das boshafte Vergnügen zu geniessen, ihn herunterfallen zu sehen. Indem er aber um den Stall nach dem Hofe herumschlich, trat er in eine Marderfalle, welche ihm den Fuß zerschmetterte, wodurch seine Bosheit an den Tag kam.

Wer andern eine Grube gräbt, fält selbst hinein. Spr. Sal. 26; 27.

28. Zeitvertreib.

Heinrich klagte immer, daß ihm die Zeit so lang würde; denn er hatte keine Geschwister im Hause, mit welchen er spielen konte, und seine Eltern erlaubten ihm nicht oft, aus dem Hause zu gehen. Sein Vater gab ihm aber den Rath, er solte nur anfangen etwas Nützliches zu thun, dann würde ihm die Zeit nicht mehr lang werden.

Was kann ich denn Nützliches thun? fragte Heinrich. Du kanst im Hause uns zur Hand gehen, und

und uns durch deine Dienstfertigkeit manche Mühe ersparen; und im Garten giebt es fast das ganze Jahr hindurch für dich zu thun z. B. Unkraut ausjäten, Ungezieser vertilgen — ist für dich keine zu schwere Arbeit. Das ist ein besserer Zeitvertreib, als immer spielen, denn davon hat man keinen Nutzen.

Heinrich folgte diesem Rath, und befand sich recht wohl dabei.

29. Folgen der Unwissenheit und Unvorsichtigkeit.

Ein Knabe, Namens Moritz, entwandte aus Muthwillen einige Stükke ungelöschten Kalk und verbarg sie unter der Weste. Vor dem Thore (denn die Kalkgrube war ausserhalb der Stadt) begegnete ihm ein andrer Knabe, der ein Pferd zur Tränke ins Wasser reiten wolte. Moritz bat ihn, daß er dies thun dürfte. Er setzte sich auf, und ritt ins Wasser.

Allein das Pferd warf ihn ab; und nun fing der Kalk an im Wasser sich zu erhitzen und ihn zu brennen. Er schrie um Hülfe gegen das Brennen; aber die am Ufer stehenden Leute lachten ihn aus, weil er glaubte im Wasser zu verbrennen; denn ersaufen konte er gar nicht, weil es nicht tief war.

Kurz

Kurz, ehe er aus dem Wasser kommen konte, brante ihm der Kalk ein so tiefes Loch in den Leib, daß die Eingeweide verletzt wurden und er nach einigen Tagen daran sterben muste.

30. Boshafter und höchst strafbarer Spaß.

Drei Knaben gingen mit einander aufs Feld. Der eine war etwas blödsichtig, und deshalb hatten die beiden andern sich vorgenommen, einen Spaß, wie sie es nanten, mit ihm zu spielen. Sie hatten also Pulver, Stahl und Schwamm mitgenommen.

Der eine entfernte sich mit diesem Pulver von den beiden andern, schüttete es auf die Erde, legte angezündeten Schwamm nicht weit davon hin, und deckte seinen Hut darüber. Nun lief er eilig zurück und meldete seinen Kameraden, er habe etwas sehr Kostbares gefunden, es liege dort unter seinem Hut.

Alle drei ranten dahin; der Blödsichtige aber, der von dem bösen Anschlage nichts wuste, war am begierigsten; er deckte den Hut auf und bückte sich nieder, um genau zu sehen, was es wäre. Indem erreichte der glimmende Schwamm das Pulver, und dies flog dem armen Knaben gerade ins

Ge-

Gesicht, wodurch er nicht nur schwer verwundet wurde, sondern auch das Vermögen zu sehen gänzlich verlor.

Die Sache kam vor die Obrigkeit, und die beiden boshaften Knaben erhielten, wie sie es verdient hatten, harte Strafe. Ihre Bosheit war um desto niederträchtiger, weil sie den Naturfehler eines ohnehin schon unglücklichen Kindes zu ihrer Absicht gemisbraucht hatten.

31. Der aufrichtige Knabe.

Auf einem grünen Platz spielten einst einige Kinder mit dem Ball. Mitten in ihrer Freude flog der Ball in das Fenster eines grossen Hauses, und zerschlug eine Spiegelscheibe. Voller Bestürzung liefen die Kinder davon, und als sie sich an einem andern Orte wieder zusammengefunden hatten, beredeten sie sich, daß keiner den andern verrathen wolte.

Der Herr des Hauses, wo die Scheibe zerschlagen war, hatte die Kinder vorher spielen gesehen, und wolte doch gern den eigentlichen Thäter wissen, um ihn durch einen Verweis künftig vorsichtiger zu machen. Er schickte also zu den Eltern und ließ genau nachforschen; aber niemand gestand die That. Gottlieb, dessen Eltern weit von diesem Platze

Platze wohnten, ging, weil er wirklich den Schaden angerichtet hatte, des andern Tages von freien Stükken zu dem Herrn, bekante seine Unvorsichtigkeit und bat um Vergebung.

Diese Aufrichtigkeit gefiel dem Herrn wohl, er schenkte dem Knaben die Strafe, (denn er hätte Ersatz des Schadens verlangen können) und weil seine Eltern sehr arm waren, er auch von seinen Lehrern ein gutes Zeugniß erhielt: so zahlte er das Schulgeld für ihn, und nachher auch das Lehrgeld bei einem Meister, wo er in die Lehre kam.

Durch ein aufrichtiges Geständniß seiner Fehler vermindert man nicht nur seine Strafe, sondern wird auch Gott und Menschen angenehm. 1. Chron. 30; 17.

32. Die Angeberin.

Luise that den ganzen Tag nichts anders, als daß sie ihre Geschwister und das Gesinde belauerte, und alles, was sie hörte und sah, angab. Und wenn es nur auch alles wahr gewesen wäre, was sie angab; so aber log sie vieles hinzu, und machte die Dinge grösser, als sie waren.

Wenn dann die Angeklagten brav ausgescholten wurden, so kitzelte sie sich innerlich darüber. Sie that dies also aus Schadenfreude.

Eben so machte sie es unter andern Kindern. Die unschuldigsten Heimlichkeiten gab sie an. Wenn sich einmal ein paar Kinder um eine Kleinigkeit etwas gezankt hatten; so gab sie es bei dem Lehrer mit vielen falschen Zusätzen an. Bekamen dann die Kinder Verweise darüber, so freute sie das in der Seele.

Wie gefält euch Luisens Betragen? Glaubt ihr wohl, daß sie von andern geliebt worden ist? und konte sie dabei wohl immer besser werden, oder verschlimmerte sich ihre Gesinnung nicht von Tage zu Tage?

33. Der Lügner.

Karl hatte einen etwas strengen Vater, der ihn auch wegen kleinerer Versehen züchtigte. Anstatt daß nun Karl sich dadurch hätte sollen bessern lassen, gewöhnte er sich vielmehr zur Verstellung und zum Lügen. Denn wenn er etwas Böses gethan hatte, so wuste er, daß er der Strafe weder durch Entschuldigung, noch durch Bitten entgehen konte, und also entschloß er sich, lieber die That zu läugnen.

Dies gelang ihm einigemal, und dadurch wurde er noch ärger, als zuvor; denn nun stellte er sich vor den Augen seiner Eltern und Lehrer äusser-

lich

lich sehr artig und sittsam; heimlich aber übte er die schlimsten Streiche aus; und wenn er darum bestraft werden solte, wuste er die Schuld immer geschickt von sich auf Andere zu wälzen. So lernte er die unselige Kunst zu lügen, worin er es in kurzer Zeit so weit brachte, daß seine Lügen fast niemals entdeckt wurden.

Anfangs hatte er aus Furcht vor der Strafe gelogen, und sich auch immer bei sich selbst, wie schlechte Leute zu thun pflegen, damit entschuldigt, daß es Nothlügen wären, aber nachher fing er auch an ohne Noth zu lügen, aus blosser Gewohnheit. Da man einige mal zufälliger Weise seine Lügen entdeckt hatte, so wurde man mistrauisch, und untersuchte die Wahrheit seiner Reden sorgfältiger, als sonst; und siehe! man fand an ihm einen Erzlügner.

Von nun an glaubte ihm kein Mensch mehr, und er hatte nicht nur den gehoften Nutzen von seinem Lügen nicht, sondern noch den Schaden, daß ihn niemand gern mehr um sich hatte; und niemand glaubte, was er sagte, wenns auch wirklich Wahrheit war. Die Eltern grämten sich über diese Unart ihres Kindes sehr, und suchten ihn durch mancherlei Mittel zu bessern; man weiß aber nicht, ob er wirklich ganz von der bösen Gewohnheit gelassen hat.

Lügen ist ein schädlich Ding und findet sich insgemein bei ungezogenen Leuten. Sirach 20; 26-28.

Nicht mehr geglaubt werden, ist ein grosser Verlust, den wir an unserm Glükke leiden.

34. Die muthwillige Verderberin.

Albertine verdarb alles, was sie von ihren Eltern bekam. Waren es ein Paar neue Schuhe, so ging sie damit in den tiefsten Koth; war es ein neues Kleid, so sahe es den andern Tag aus, als wäre sie damit im Ofen gewesen. Von Spielsachen schonte sie gar nichts. Die niedlichsten Sachen lagen zerbrochen in der Stube herum. In der Schule brauchte sie wohl an einem Tage sechs Federn zum Schreiben. Kurz sie war eine rechte Verwüsterin, und kostete ihren Eltern deshalb vielmehr, als drei andere Kinder, die ihre Sachen zu Rathe hielten und schonten.

Das war der erste Grund zu der unordentlichen Wirthschaft, die sie in der Folge trieb. Kinder wissen noch nicht, was eine Sache kostet, und wie sauer es den Eltern wird, das alles zu verdienen, was sie brauchen.

Als nun Albertine ihre eigne Wirthschaft erhielt, und alles selbst anschaffen muste: da wurde durch ihre Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit so vieles im Hau-

se verdorben, an Geräthen, Kleidern und dergleichen, daß sie oft deshalb auf sich selbst böse war. Aber zeitlebens behielt sie, auch wider Willen, diese Unart an sich, welche ihr einmal durch Gewohnheit zur andern Natur geworden war.

Jung gewohnt, alt gethan.

35. Das Gespenst.

Heinrich solte einmal des Abends nach 11 Uhr, da seine Mutter plözlich sehr krank geworden war, den Arzt rufen. Er war aber ausserordentlich furchtsam, weil abergläubische und unverständige Leute ihm in seiner Kindheit viel von Gespenstern erzählt hatten. Gern hätte er es von sich abgelehnt, diesen Weg noch so spät zu gehen; aber es war niemand weiter da, als sein Vater, der die Mutter in diesen Umständen nicht gern verlassen wolte.

Mit bangem Herzklopfen nahm er die Laterne und schlich zum Hause hinaus. Schüchtern sahe er sich nach allen Seiten um, wo er ging, und das kleinste Geräusch sezte ihn in Schrekken. Als er um die Ekke der ersten Strasse trat, sahe er beim Schein der Laterne eine lange Gestalt unter dem Fenster eines Hauses stehen, worüber er so erschrak, daß er gleich wieder zurück lief, und todtblaß, und ohne ein Wort sprechen zu können, zu Hause ankam.

Der Vater errieth bald die Ursach seiner Furcht, und um ihn dreister zu machen, ging er selbst mit. Als sie an die Ekke hinkamen, stand die Figur noch da, unbeweglich, in einem langen Mantel gehüllt. Heinrich wolte schon anfangen laut zu schreien und davon zulaufen, aber der Vater hielt ihn fest und redete die Gestalt an; da erkanten sie, daß es der Nachtwächter war, der hier seinen gewöhnlichen Stand um diese Zeit hatte. Indeß hatte der allzuheftige Schreck Heinrichen doch so angegriffen, daß er eine schwere Krankheit bekam, wovon er lange nachher erst befreiet wurde.

Furchtsamkeit ist die Mutter der Gespenster.

Wer furchtsam ist, kommt leicht in Lebensgefahr.

36. Unbeständigkeit.

Caroline war ungemein veränderlich. Nicht eine Viertelstunde konnte sie bei einer Sache bleiben. In einer Stunde muste alles Spielzeug herbei. Kaum hatte sie ein Stück in die Hand genommen, so warf sie es schon wieder weg. Dann wieder ein andres, womit sie es eben so machte. Alles wurde sie den Augenblick satt und überdrüssig.

So machte sie es aber auch bei dem Lernen. Jezt schrieb sie; nun wolte sie wieder lesen; erst

in diesem Buche, dann in einem andern; dann weg damit, und Rechnen.

In der Schule saß sie keine Minute still, so daß der Lehrer viel Noth mit ihr hatte.

Andern Kindern verdarb sie bei ihrem Spiele manche Lust. Wenn sie kaum ein Spiel angefangen hatten; so warf sie alles wieder durch einander. Nein! ein andres, rief sie. Und so ging es beständig mit ihr.

O! was that ihr das veränderliche Wesen nachher für Schaden, als sie grösser wurde! Ihre Mutter brauchte sie in der Wirthschaft zum Spinnen, Nähen und Strikken für sich und ihre jüngern Geschwister. Da solte sie nun halbe Tage auf einem Fleck sitzen und arbeiten; aber so bald die Mutter den Rükken wandte, gleich war sie fort. Was es da für Schelte und Verdruß für die unglükliche Caroline gab, ehe sie sich zur Beständigkeit beim Arbeiten gewöhnte! Doch war es noch ein grosses Glück, daß sie in diesem Alter von der Mutter dazu angehalten ward; nachher würde es gar zu spät gewesen sein.

37. Ehrlichkeit.

Georg, ein armer Knabe, sprach einst in einer Stadt, wo das Betteln nicht verboten war, einen

vornehmen fremden Herrn auf der Strasse um ein Almosen an. Der Herr suchte in seiner Tasche nach einem Stück Silbergeld, welches er ihm geben wolte; da er aber nichts fand, nahm er ein Goldstück aus dem Beutel, gab es dem Knaben und sagte: Geh hin und wechsle dies Goldstück, und bringe mir die Münze dafür; so will ich dir etwas davon geben.

Georg lief in den nächsten Kramladen, wechselte das Gold, und suchte alsdann den Herrn wieder auf, der unterdessen weiter gegangen war, zweifelhaft, ob der Knabe das gewechselte Geld ihm nachbringen würde, oder nicht; denn er wuste wohl, daß Armuth viel Böses lehrt. Da er ihn aber wieder kommen sah, freute er sich herzlich, lobte seine Ehrlichkeit und schenkte ihm nicht nur die ganze Summe, sondern nahm ihn auch zu sich, sorgte für seine Erziehung und Unterricht, und verschafte ihm, weil er durch Fleiß ein geschickter Mensch geworden war, eine ansehnliche Bedienung.

Ehrlichkeit und Fleiß sind der sicherste Weg zu unserm Glück.

38. Eigensinn und Bosheit.

Nichts ist häßlicher, als ein recht eigensinniges Kind. So betrug sich Leonore einmal bei Tische, ein

ein Mädchen von fünf bis sechs Jahren. Schon vor Tische trieb sie allerlei Muthwillen. Sie legte, z. B. die Servietten und Messer durcheinander. Laß das bleiben! sagte die (sonst zu gefällige) Mutter. Auf dies Verbot trieb es Leonore noch weiter, so daß die Mutter sich genöthigt sahe, sie auf die Finger zu schlagen. Nun ging das Schreien an. Gehe hinaus! hieß es. Nein! ich will nicht, absolut nicht; und dabei stampfte sie mit den Füssen. Als sie die Mutter beim Arm nehmen und hinausführen wolte, lief sie hinter den Ofen und heulte erschrecklich. Die Mutter ließ sie stehen und ging ihrer Geschäfte wegen hinaus. Da wurde Leonore stille, kam wieder hervor, und schien ganz anders zu sein, gleichsam als hätte sie es der Mutter nur zum Tort gethan.

Das Essen wurde aufgetragen; man wolte sich setzen, und Leonore solte an einem Nebentisch sitzen, weil ihr Platz durch einen Fremden besetzt war. Die Magd solte ihr die Serviette vorthun. Aber da ging der Lerm von neuem los. Sie riß der Magd die Serviette aus der Hand, warf sie auf den Boden und trat sie mit Füssen.

Nun muste endlich die Mutter Ernst gebrauchen. Sie ergrif sie bei dem Arm und führte sie hinaus in eine dunkle Kammer, wo sie nichts, als trokkenes Brodt bekam und allein essen muste.

Aber was die Fremden von dem Kinde dachten, und wie sich die Eltern schämten und ärgerten, das könnt ihr euch leicht vorstellen. Und schadete sich Leonore mit ihrem boshaften Eigensinn nicht am meisten selbst?

39. Unnütze Künste.

Ach! Vater, rief der kleine Leopold, indem er keuchend zur Thüre herein gelaufen kam, da ist ein Mann in der grossen Strasse, der kann recht viele wunderbare Künste! Er hat in Nachbar Fritzens Hut einen Eierkuchen gebakken über dem Lichte; und einen Vogel aus einem Eie in der Hand ausgebrütet in etlichen Minuten; und noch viel andere Sachen, die ich nicht mehr weiß. Morgen wird er das alles noch einmal machen; erlauben Sie mir doch auch zu zu sehn, wir Kinder dürfen ja nur einen Groschen geben; ich mögte es gar zu gern sehen.

Dies einemal will ich dirs erlauben, mein Sohn, antwortete der Vater, und will auch selbst mitgehen, um dich aufmerksam zu machen auf die Art, wie es mit diesen Künsten zugeht.

Des andern Tages konte Leopold kaum die Zeit erwarten, wo der Taschenspieler seine Künste machen solte. Endlich kam die längst gewünschte

Stunde, und beide gingen hin. Der Taschenspieler saß vor einem Tisch, und sprach gewaltig viel, um die Aufmerksamkeit der Leute, die um ihn herstanden, von dem, was er unterdeß mit den Händen that, abzuziehen. Aber Leopold hatte das schon von seinem Vater gehört, und er gab also immer auf die Hände des Spielers Acht, wo er denn bemerkte, daß alle die Künste nur durch Täuschung und Geschwindigkeit so wunderbar schienen, in der That aber gröstentheils sehr einfach, und alle ganz natürlich waren.

Als sie nun wieder nach Hause kamen, machte der Vater Vieles nach, besonders mit den Karten, und belehrte den Sohn überdieß, daß dergleichen Künste ganz unnütz wären, und daß sich selten einer Zeitlebens davon nähren könne; denn wenn theure Zeiten einfallen, giebt niemand gern sein Geld für solche entbehrliche Vergnügungen hin. Leopold verlangte nachher nie wieder einem Taschenspieler zu zu sehen, denn er bewunderte diese Künste nur so lange, als er nicht wuste, wie es damit zuginge.

40. Das arbeitsame Kind.

Dorchen liebte die Arbeit, und gewöhnte sich sehr früh dazu. Ueberall ging sie der Mutter zur Hand, wo sie nur konte, und wenn sie die Mutter

arbeiten sah, fragte sie immer: kann ich nicht auch helfen, liebe Mutter?

Wenn sie weiter nichts besonderes zu thun hatte, so las sie die Späne im Holzstall und auf dem Hofe zusammen, und trug sie in die Küche; oder sie jätete das Unkraut von den bepflanzten Beeten im Garten aus; oder sie brachte im Hause, in der Stube, in der Küche, dies und jenes in Ordnung, und sahe nach ihren kleinern Geschwistern; oder sie suchte die Eier zusammen, welche die Hüner bisweilen auf dem Boden, oder unter einem Strauch im Garten gelegt hatten. Kurz, sie that immer etwas Nützliches, unterdeß daß andre Kinder oft den ganzen Tag mit Spielen zubrachten.

Von ihrem fünften Jahre an trug sie keine andere Strümpfe, als die sie selbst gestrickt hatte. Eben so fleissig war sie im Spinnen, so daß sie in der Folge alle Jahr so viel Garn zusammenspann, als sie zu einigen Hemden brauchte. Ihre liebste Beschäftigung war das Nähen. Als sie es erst recht gelernt hatte, nähete sie sich nicht nur alle die Sachen selbst, die sie brauchte, sondern sie machte sich ein Vergnügen daraus, auch für die Mutter und ihre Geschwister zu nähen.

Das alles that sie ungezwungen. Ihre Eltern hatten auch wohl so viel Vermögen, daß sie alles, was Dorchen that, hätten für Geld durch andere Leute können thun lassen; aber Dorchen hatte die

Arbeitsamkeit von ihrer Mutter gelernt. Sie sahe die Mutter den ganzen Tag nicht einen Augenblick müssig, hörte sie nie über zu viel Arbeit klagen, und da ahmte sie der Mutter nach, ehe sie noch wuste, daß **Arbeit besser wäre, als Müssiggang.**

Was aber auch in diesem Hause für Vorrath an Leinen, Betten und andern Sachen war! Alle Kisten und Kasten waren voll. Dorchen hatte auch nachher die Freude, daß sie unter der Wäsche, Kleidung und dergleichen, welche sie, als sie erwachsen war, zu ihrer eignen Wirthschaft bekam, wenig fand, woran ihre Hände nicht gearbeitet hätten.

41. Folgen der Nekkerei.

Fritz hatte die Unart an sich, daß er sich freuete, wenn er andere durch Nekkereien zum Zorn reizen konte. Zu Hause trieb er seinen Muthwillen mit den Hunden und Katzen, welche sich aber oft mit den Waffen, welche die Natur ihnen zur Vertheidigung gegeben hat, nachdrücklich rächten. Aber auf der Strasse, vor dem Thore, und sogar in der Schule, war kein Knabe vor seiner Ausgelassenheit sicher; besonders machte er sich gern an die, die kleiner und schwächer waren, als er.

Von

Von ihm hatte jeder seiner Bekanten einen schimpflichen Beinamen erhalten; und doch wollte er es nicht leiden, daß man ihm einen solchen Beinamen gab. In der Schule versteckte er seinen Mitschülern die Bücher, Hüte, Federn und dergleichen, und stöhrte dadurch nicht nur den Unterricht auf mancherlei Weise, sondern zog auch den Unschuldigen öfters Vorwürfe von dem Lehrer zu, worüber er denn eine heimliche boshafte Freude empfand.

Auf dem Schulwege konte er vor keinem vorüber gehen, ohne ihn zu zupfen, oder ihm den Hut vom Kopf zu reissen. Wenn er von seinen Eltern oder Vorgesetzten um solcher Streiche willen zur Rede gesetzt wurde, so entschuldigte er sich damit: es sei nur Spaß, man werde ja das nicht gleich so übel nehmen. Die Eltern waren aber so unvorsichtig, daß sie bisweilen in seiner Gegenwart über dergleichen Klagen, die vor sie gebracht wurden, lachten, und die Streiche selbst für drolligt und spashaft hielten. Dadurch wurde der einfältige Knabe noch mehr in seiner Unart bestärkt; denn wegen seiner List bewundert und belacht zu werden, war bei allen diesen Nekkereien die vornehmste Absicht.

Ob er nun gleich sich und seinen Eltern viel Feindschaft und Verdrießlichkeiten zuzog, so änderte er sein Betragen doch nicht; sondern fing vielmehr an, sogar erwachsnen Personen heimlich allerlei

Possen zu spielen. Unter andern pflegte er des Abends spät, wenn alles still und ruhig war, fremden Leuten an die Fensterladen zu pochen, oder mit Steinen an die Thür zu werfen; er war aber dabei so hurtig, daß er lange nicht ertappt ward, ob man gleich Verdacht auf ihn hatte.

Endlich vereinigten sich die Nachbarn in der Strasse, und dungen in der Stille einen Wächter, der aufpassen muste. Fritz, den davon nichts ahndete, stellte sich nach einigen Tagen richtig wieder ein, (denn er that das nicht alle Tage) und schlug mit einem Stock gewaltig an einen Laden an; sogleich sprang der Wächter hervor, um ihn zu greifen. Fritz erschrak; fing an zu laufen, stürzte aber über einen Stein so heftig zur Erde, daß er sich den Arm ausfiel. Nun fing er jämmerlich an zu schreien, so daß alle Leute zusammenliefen und den muthwilligen Stöhrer der nächtlichen Ruhe erkanten; aber keiner hatte Mitleiden mit seinem Falle, vielmehr freuete sich ein jeder, daß er seinen längst verdienten Lohn erhalten hatte. Nun hatte er noch das Unglück, daß der Arm (es war dazu der rechte) ihm von einem ungeschickten Wundarzt falsch eingerichtet wurde, so daß er Zeitlebens ein Andenken seines Muthwillens mit sich herumtrug.

Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht. Luc. 6, 31.

42. Liebe zur Ordnung.

Christiane konte es durchaus nicht leiden, wenn etwas von ihren Spielsachen, Kleidern und Büchern nicht an dem rechten Ort lag, wo sie es hingelegt hatte. Jedes Stück hatte seinen bestimten Platz, wo sie es gleich wieder hinbrachte, wenn sie es gebraucht hatte.

Des Abends legte sie alle Kleidungsstükke, die sie auszog, an einen besondern Ort, daher konte sie sich auch des Morgens geschwind, und wohl im Finstern, wieder anziehen. Wenn sie bemerkte, daß eins von ihren Kleidern etwas zerrissen war, so sorgte sie gleich selbst dafür, daß es wieder ausgebessert wurde.

Man hörte aber auch Christianen niemals klagen, daß sie etwas von ihren Sachen nicht finden könne, oder daß sie etwas verloren habe. Sie kam auch nie zu spät in die Schule, mit der Entschuldigung, daß sie die Uhr nicht habe schlagen hören, wie unordentliche Kinder wohl zu thun pflegen.

Diese Liebe zur Ordnung, wozu sie sich in ihrer Jugend gewöhnte, behielt sie nachher Zeitlebens, und sie nützte ihr in ihrer Wirthschaft mehr, als ein Kapital von tausend Thalern.

43. Der kleine Wagehals.

Gottlieb war ein wilder Knabe, der überall Gefahren muthwillig suchte, und die wohlgemeinten Warnungen andrer leichtsinnig verspottete. Wenn er mit andern Kindern vor das Thor gehen wolte, und an die Brükke kam, welche über dem Fluß war, so stieg er auf das Geländer derselben und ging mit Lebensgefahr darüber.

Beim Baden in dem Fluß, wagte er sich am weitesten vom Ufer weg, um seinen Muth zu zeigen, und lachte die andern Kinder aus, die ihm nicht folgen wolten. Er wurde aber auch öfters nur mit vieler Mühe vom Ertrinken gerettet. Die Krähennester holte er von den höchsten Bäumen herunter, und quälte dann die armen Jungen zu Tode. Wo ein Haus gebauet wurde, da lief er am liebsten herum, probierte die Aexte der Zimmerleute, kletterte auf die Gerüste und an die gefährlichsten Oerter, wo selbst die Erwachsnen sich nicht hingetraueten. Sein gröstes Vergnügen war es dann, wenn alte verständige Leute, die ihn in der Gefahr sahen, für sein Leben zitterten und ihn mit ängstlicher Stimme von seiner Verwegenheit abmahnten. O! schrie er dann, ich habe Herz im Leibe, und fürchte mich vor nichts.

Seinen Eltern, die seine Tollkühnheit nur durch andere Leute erfuhren, wuste er das alles als Klei-

nig-

nigkeit vorzustellen, so daß es nur immer bei Vorstellungen und Drohungen blieb. Aber was geschah? Er war bisher mit seiner Wildheit noch so ziemlich weggekommen, ausser daß es bisweilen eine leichte Wunde oder Beule gegeben hatte; allein endlich traf ihn doch das Unglück, wovor ihn andere lange gewarnt hatten. Er ging einmal vor der Schmiede vorbei, wo zwei Pferde standen, die beschlagen werden solten. Sogleich ging er heran, um seinen Muthwillen an den Pferden auszulassen, weil eben niemand zugegen war. Er warf mit Steinen auf sie und endlich trat er so nahe, daß er sie mit seinem Stock erreichen konte. Allein in dem Augenblick schlug das eine Pferd so gewaltig aus, daß es ihm den Schenkel zerschmetterte.

Wer ohne Noth Gefahr sucht, komt meistens darin um.

44. Gefälligkeit.

„Wer ist so gut, und leihet mir einmal eine Feder?“ — bat der kleine Fritz seine Geschwister. Aber Karl, der drei Federn vor sich liegen hatte, sagte: ich brauche meine selbst, wer eine haben will, schaffe sich eine.

„Eine Feder willst du, Fritzchen?“ fragte Henriette; „hier ist meine,“ und so reichte sie ihre beste Feder hin.

Ein Paar Tage darnach wolte Henriette ihre Blumen begiessen, und hatte kein Wasser. „Ach! rief sie, wenn ich doch etwas Wasser hätte.“ Gleich lief Fritz hin und holte eine Flasche mit Wasser, und half ihr die Blumen begiessen.

Welches von diesen Kindern betrug sich hier gefällig? welches aber ungefällig und schlecht?

Was hat man davon, wenn man andern einen Gefallen erweiset?

Mögtet ihr wohl mit ungefälligen Leuten viel zu thun haben?

45. Gewissenhaftigkeit.

Meister Redlich, ein armer Tischler, hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren, und nur wenig Verdienst. Denn weil er arm war, so konte er sich nie einen hinlänglichen Vorrath von gutem Holz anschaffen, und daher auch nicht solche Arbeit liefern, als die andern Tischler. Da nun einmal theure Zeit einfiel und er in grosser Noth war, so schickte unvermuthet ein benachbarter Edelmann zu ihm und ließ ihn rufen.

Mei-

Meister Redlich machte sich geschwind auf, und eilte hin. Als er ankam, trug ihm der Edelmann allerlei Ausbesserungen im Hause auf, und unter andern zeigte er ihm einen alten Familienschrank, der schadhaft geworden war, an welchem er einiges ändern solte. Der arme Tischler dankte Gott für die unerwartete Arbeit, wodurch er den drükkenden Mangel auf einige Zeit von seinem Hause abhalten konte, und fing sogleich an frisch zu arbeiten.

Als er mit allem Uebrigen fertig war, nahm er den Schrank vor, legte ihn auseinander, und fand bei genauer Besichtigung desselben eine verborgne Schublade. Er öfnete sie, und — wie groß war sein Erstaunen, als er ein Kästchen mit kostbaren Juwelen erblickte! Ganz allein in der Stube, ohne Zeugen, ein blutarmer Mann, und ein solcher Schatz in seinen Händen: — man muß gestehen, die Versuchung war groß. Meister Redlich aber that, ohne sich lange zu bedenken, was sein Gewissen von ihm forderte; er ging hin und überlieferte das Kästchen dem Eigenthümer.

Dieser wuste nicht, was er am meisten bewundern solte, die Entdekkung eines so grossen Schatzes, von dem er nichts gewust hatte, (denn das Kästchen war vermuthlich von einem seiner Vorfahren dahin versteckt worden) oder die Gewissenhaftigkeit des armen Tischlers? Indessen belohnte er die Ehrlichkeit desselben auch großmüthig; denn

er schenkte ihm erstlich eine ansehnliche Summe, damit er sich einen Vorrath von tüchtigem Holze anschaffen könte; und dann gab er ihm noch jährlich 100 Rthlr. als die Interessen von einem Theil des Werths, auf welchen die Juwelen geschätzt waren.

Hätte Meister Redlich wohl besser gethan, wenn er das Kästchen behalten hätte?

46. Geduld.

Lottchen hatte eine Entzündung, einen gefährlichen Zufall, an den Augen bekommen. Der Arzt verbot ihr besonders sehr strenge, sich nicht daran zu reiben, weil sonst die Entzündung noch grösser würde. Was das für Ueberwindung kostete! denn das Jukken in den Augen war überaus heftig und empfindlich. Und weinen solte sie auch nicht, weil die salzigen Thränen das Jukken vermehren.

Da sie nun einige Tage mit verbundnen Augen und Händen gelegen hatte, sagte sie zu der Mutter, die am Bette saß: Ach liebe Mutter wenn ich mir nur ein einzigmal das linke Auge reiben dürfte, es juckt gar zu sehr; ich wolte gern nachher noch etwas mehr Schmerzen ausstehen.

Das war sehr unverständig gesprochen, antwortete die Mutter. Du must Geduld haben, sonst wird dir deine Krankheit immer beschwerlicher.

chen. Denn durch das Reiben hört das Jukken nicht auf, sondern wird noch ärger, und du weißt wohl, was der Arzt sagt: wenn du viel reibst, so kanst du dein Gesicht ganz verlieren.

Lottchen folgte diesen Ermahnungen, und war seit der Zeit so gelassen, daß sich die Eltern selbst darüber wunderten. Da sie nun die Wirkungen der angewandten Mittel nicht durch Ungeduld hinderte, so ging auch die Heilung desto besser von statten; sie wurde nicht lange nachher völlig wieder hergestellt.

Durch Ungeduld wird nie etwas gebessert, sondern allemal verschlimmert.

Geduld ist ein sichres Mittel, die grösten Leiden zu überwinden.

47. Ungeduld.

So verständig, wie Lottchen, betrug sich aber die wilde Marie nicht. Diese war von der Treppe gefallen, und hatte ein Bein zerbrochen; denn so oft sie auch war gewarnet worden, so ließ sie doch das ungestüme, wilde Laufen nicht. — Wer nicht hört, muß fühlen. — Sie empfand, besonders in den ersten Tagen, die entsetzlichsten Schmerzen; aber noch weit empfindlicher war ihr der Befehl des

Arztes, daß sie vier Wochen lang still liegen, und den Fuß nicht rühren solte.

Mit genauer Noth hielt sie sich ein paar Tage ruhig, weil es sie schmerzte, wenn sie sich bewegen wolte; aber kaum spürte sie einige Linderung, so wurde sie des Stilliegens überdrüssig, und warf sich von einer Seite zur andern im Bette herum.

Die Eltern baten, der Arzt warnte, und sagte ihr, das Bein würde krumm wachsen, wenn sie es nicht ruhen liesse; aber alles vergebens. Was geschah? Als sie geheilt war und nun wieder gehen wolte, war das Bein schief, und sie muste zum Andenken an ihr unbesonnenes Betragen Zeit lebens hinken.

Wie oft bereuete sie nachher ihre Ungeduld!

48. Treibe du die Arbeit, sonst treibt sie dich!

Heinrich fürchtete sich vor der Arbeit, als vor seinem ärgsten Feinde. Wenn ihm in der Schule etwas zu lernen aufgegeben war, so schob er es auf, so lange er nur konte, spielte mit andern Kindern, oder beschäftigte sich mit unnützen Dingen. Da nun aber die Arbeit doch gethan sein muste, so weinte er, wenn die

lezte

lezte Stunde heranrückte, setzte sich dann hin und arbeitete mit Verdruß und Widerwillen; daher wolte es ihm aber auch nie recht gelingen, und er war stets unzufrieden mit sich selbst, so wie seine Eltern und Lehrer mit ihm.

Dieser Knabe machte es gerade so, als der Tagelöhner Faulbein; der ließ auch immer das Schwerste bis zulezt, wo es ihm doppelt so sauer wurde. Unter andern hatte er einmal von einer Brandstädte einen Haufen Steine wegzuschaffen. Unter diesen befand sich ein sehr grosser Stein, bei dem ein Mann alle seine Kräfte anstrengen muste, um ihn fortzubringen. Faulbein sahe ihn mit Schaudern an, und, anstatt gleich Hand anzulegen, da er doch einmal fortgeschaft werden muste, so nahm er lieber die kleinen alle erst weg, und seufzte, so oft er an den grossen dachte. Endlich muste er doch daran, und da hatte er nicht nur den Schaden, daß er das Schwerste von der Arbeit nicht mehr mit frischen Kräften thun konte; sondern der Gedanke daran hatte ihn auch den ganzen Tag muthlos und niedergeschlagen gemacht.

49. Die Näscherin.

Das Naschen war Sophien so zur Gewohnheit geworden, daß sie es gar nicht mehr lassen konte.

Woher kam das? Weil sie von allem, was vorkam, und was sie sahe, etwas haben muste.

Wo sie ging und stand, hatte sie die Taschen voll Rosinen, Mandeln und gebackner Pflaumen. Ehe das Mittagsbrodt gegessen wurde, quälte sie die Köchin so lange, bis sie ihr was aus jedem Topfe gab. So oft die Mutter auf die Vorrathskammer ging, war sie hinter her, und benaschte alles, was da war.

Was erfolgte daraus? Sie gewöhnte sich durchs Naschen das Stehlen an. Wenn sie zu der Zukkerdose kommen konte, nahm sie Zukker heraus; und so auch andre Dinge. Das ging so weit, daß das Gesinde vielen Unwillen davon hatte, weil man ihm Schuld gab, es hätte die Sachen gestohlen.

Sophie war so boshaft, daß sie diesen Verdacht gegen das Gesinde wohl gar bestärkte, ob sie das Böse gleich selbst gethan hatte.

Als sie groß wurde und selbst eine Haushaltung bekam, war und blieb ihr das Naschen so natürlich, daß sie immer aus der Tasche aß.

Das Gesinde und ihre eigne Kinder machten das nach. Mit der Zeit ging die Haushaltung

zu

zu Grunde, und sie gerieth in die äusserste Armuth.

So folgt immer ein Uebel aus dem andern.

50. Schwatzhaftigkeit.

Henriette hatte einen häßlichen Fehler an sich. Sie plauderte alles aus, was in der Eltern Hause vorging. Alle Kinder in der Schule, Mägde und Nachbarn wusten, was jeden Tag da gegessen, getrunken, gesprochen war. Nicht nur die unschuldigsten Dinge, sondern auch, was ihr verboten wurde, und nicht jedermann wissen solte, schwatzte sie aus.

Natürlicher Weise musten daraus allerlei Misverständnisse, Klatschereien und Verdrießlichkeiten entstehn. Denn es giebt immer so schlechte, neugierige und boshafte Leute, welche die Kinder ausfragen, und das misbrauchen, was diese aus kindischer Einfalt wiedersagen. Die Eltern wusten oft nicht, wo die Klatschereien herkamen. An dem allen war das schwatzhaftige Kind Schuld.

Auch unter andern Kindern hatte sich Henriette dadurch so verhaßt gemacht, daß ihr keins mehr trauete; denn wenn sie nur irgend etwas

von ihnen wuste; so muste es heraus. Daraus entstanden viele Zänkereien unter den Kindern und selbst unter den Eltern.

Kann man das wohl loben, daß Henriette so schwatzhaft war, und nichts bei sich behalten konte? Man suchte ihr diesen Fehler dadurch abzugewöhnen, daß man sie überall von freundschaftlichen Unterredungen und dem gesellschaftlichen Umgange ausschloß. Diese verdiente Ausstossung kränkte sie sehr; sie suchte daher aufrichtig ihre Schwatzhaftigkeit abzulegen, und besserte sich nach vieler angewandten Mühe auch wirklich.

51. Verschwiegenheit.

Dorchen war ein ganz andres Kind, und bei Zeiten zur Verschwiegenheit gewöhnt. Man ließ sie von Jugend auf nicht Alles wissen, wonach sie fragte. Wenn ihre Eltern etwas besonders mit einander zu sprechen hatten, was sie nicht hören solte, so muste sie so lange aus der Stube gehn. Dorchen wäre freilich lieber da geblieben; allein der Vater sagte ihr: Kinder wären öfters so unbehutsam, Dinge am unrechten Ort auszuplaudern, und dadurch viel Verdruß zu erregen. —

O mein! lieber Vater, sagte Dorchen, das will ich gewiß nicht thun, zumal wenn ich weiß, daß Sie es nicht haben wollen.

Der Vater machte sodann die Probe, ob sie Wort halten würde; — und gebot ihr bei einigen, obwohl nur gleichgültigen, Dingen Verschwiegenheit. Aber Dorchen hielt, was sie versprochen hatte; und eben deswegen durfte sie auch in der Folge um immer mehr, und zum Theil auch wichtige Sachen wissen. Und weil sie über Alles, was man ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit bekannt machte, reinen Mund hielt, so erwarb sie sich ein allgemeines Vertrauen bei allen, die mit ihr Umgang hatten; und man hat nie gehört, daß durch unzeitiges Reden von ihr irgend ein Verdruß veranlaßt wäre.

52. Kindischer Stolz.

Wilhelm, dessen Vater ein reicher und vornehmer Mann war, bildete sich ein, daß er darum besser wäre, als Kinder von geringerm Stande. Er war bis in sein zehntes Jahr zu Hause unterrichtet worden; und da ihn seine Eltern nun in die öffentliche Schule schikken wolten: so weinte er darüber, daß er zwischen den andern Kindern, welche Eltern von geringerm Stande hatten, sitzen solte. Doch tröstete er sich endlich damit, daß er seines vornehmen Standes wegen gewiß den obersten Platz, oder vielleicht gar einen besondern Stuhl, erhalten würde. Allein der verständige Lehrer

wieß ihm die unterste Stelle an, nachdem er ihn scharf geprüft und viel unwissender, als alle andre Kinder in der Schule, gefunden hatte. Da schämte sich der thörigte Knabe, und zwar um so mehr, weil er neben dem Sohne eines armen Tagelöhners sitzen muste. Er war so erbittert, daß er die ganze Zeit über nicht hörte, was der Lehrer sagte, und keine Frage beantworten konte. Sobald die Schule geendigt war, und er nach Hause kam, erzählte er mit weinenden Augen dem Vater die vermeinte Beschimpfung. Der Vater aber antwortete ihm lächelnd: Eben darum, mein Sohn, habe ich dich in die öffentliche Schule geschickt, damit du lernen soltest, daß nur eignes Verdienst uns wahre Ehre verschafft. Sei fleissig, und erwirb dir durch ein anständiges Betragen und Geschicklichkeit die oberste Stelle, welche du dir ohne alles Recht hast anmassen wollen. —

Durch die vereinigte Bemühungen des Vaters und des Lehrers ward der Knabe nach und nach von seinem eiteln Stolze befreit.

Stand und Geburt geben uns noch keine wahren Vorzüge vor andern Menschen. Wenn wir recht thun und geschickt sind, so werden wir von allen verständigen Leuten geschätzt.

53. Sanftmuth.

Wilhelmine hatte ein Rosenstöckchen in einem Blumentopfe vor dem Fenster stehn. Es hatte schon Knospen, und sie freuete sich, daß sie ihrer Mutter die erste Rose würde bringen können.

Ihr Bruder Anton war aber, als er einmal das Fenster aufmachte, so unvorsichtig, daß er an den Topf stieß; dieser fiel herunter, zerbrach, und der kleine Rosenstock zerknickte.

Wilhelmine hob ihn traurig auf und klagte: Ach! die schönen Rosen! Nun ist meine Freude dahin. Aber kein Scheltwort gegen ihren Bruder entfuhr ihr. Sie zankte auch nicht und maulte nicht; nur bedauerte sie, daß sie ihrer Mutter nicht die erste Rose bringen könte.

Diese Sanftmuth rührte den Bruder. Er ruhete nicht eher, als bis er ihr einen andern Rosenstock, der auch schon Knospen trug, verschaft hatte.

So viel vermag Sanftmuth!

Wenn Wilhelmine aufgefahren wäre, gelärmt und gezankt hätte mit ihrem Bruder, wie wohl unartige Kinder zu thun pflegen: so würde sie gewiß keinen Rosenstock wider bekommen haben.

54. Der

54. Der Taubenfreund.

August war ein grosser Liebhaber von Tauben. Wenn er zu seinem Vetter kam, welcher eine Menge Tauben hielt, so war er nur mit Mühe vom Hofe wegzubringen. Sein einziger Wunsch war, selbst Tauben zu haben; aber sein Vater wolte immer nichts davon hören, wenn er darum anhielt. Die Tauben, sagte jener, sind in manchen Stükken noch schädlicher als die Sperlinge, und bringen wenig ein. Sie verderben Vieles, sowohl in Gärten als auf den Feldern, und verunreinigen überdem die Häuser und Dächer, wo sie sich aufhalten. Aber August, welcher sein Vergnügen mehr achtete, als den Schaden, der für seine Eltern daraus entstand, steckte sich hinter die Mutter, und schmeichelte so lange, bis der Vater endlich seinen Bitten nachgab. Er kaufte ihm also zwei Paar schöne Mohntauben, unter der Bedingung, daß August nun auch desto fleissiger und folgsamer sein solte. August versprach vor Freuden alles; aber er bedachte nicht, daß es ihm nun weit schwerer sein würde fleissig zu sein, als vorher. Denn nun dachte er den ganzen Tag an nichts, als an seine Tauben; sogar in der Schule war er mit seinen Gedanken zu Hause bei ihnen; weswegen auch sein Lehrer, der sonst mit ihm zufrieden gewesen war, über seine Unachtsamkeit zu klagen hatte. Sobald er nach Hause kam, warf er die

Bücher auf den Tisch, lief zu seinen Tauben, und vergaß den versprochnen Fleiß und Gehorsam. Die ersten Tage hatte der Vater Geduld mit ihm, denn er meinte, es würde sich wohl geben, wenn es ihm nicht mehr so was Neues wäre. Aber die Neigung zu diesem Vergnügen wurde bei Augusten von Tage zu Tage stärker, und er folgte mit grossem Widerwillen und Murren, wenn man ihn von seinen Tauben zu den Büchern rief. Oft kam er darum zu spät in die Schule; selten lernte er zu Hause, was ihm der Lehrer aufgegeben hatte: und da hierüber gar zu häufige Klagen einliefen, so sahe der Vater wohl ein, daß seine Nachsicht dem Sohne schädlich wäre, und schaffte die Tauben plözlich ab.

Da lernte August durch Erfahrnng, daß es nicht gut sein würde, wenn Kinder immer ihren Willen hätten; denn es währte lange, ehe er sich wieder an die ehemalige Ordnung gewöhnen, und dadurch die vorige Liebe seiner Eltern und seines Lehrers wieder gewinnen konte.

55. Vorwitz.

Die kleine naseweise Friderike ging an einem schönen Frühlingstage mit ihren Schwestern vor dem Thore spaziren. Die Sonne hatte mit ihren wärmern Strahlen bereits den schlakktigten Boden getrock-

trocknet; aber der zerronnene Schnee und das geschmolzne Eis hatten die Flüsse angeschwellt und alle kleine Graben mit Wasser angefüllt. Der Weg führte die Mädchen an einen solchen Graben, über welchen ein breites Brett gelegt war, daß man bequem darüber gehen konte. Friederike aber war vorwitzig und sagte: Wer hat das Herz über diesen Graben zu springen? — Wozu das? sagten die andern; wir können ja hinüber gehen.

Friderike, um ihren Muth und ihre Geschicklichkeit zu zeigen, setzte an, wolte über den Graben springen, und — fiel hinein. Gefährlich war der Fall nun zwar nicht, denn es war wenig Wasser in dem Graben; aber wie sie aussah, als sie herauskam! Sie wurde nun erstlich, ihres Vorwitzes wegen, von den Schwestern brav ausgelacht, und nachher zu Hause noch dazu von der Mutter bestraft.

56. Falsche Herzhaftigkeit.

Eben so vorwitzig war eine Magd, Namens Hanne. Diese saß des Abends mit mehrern Mägden in einer Spinnstube. Da wurden allerlei Gespenstergeschichten erzählt, und Hanne rief: Ich fürchte mich vor keinem Gespenst. Wer hat Lust zu wetten? ich gehe gleich auf den Kirchhof, und stekke meinen Spinnrokken auf Christianens

Grab,

Grab, (die den Tag zuvor erst begraben war). Man wettete, und Hanne lief fort nach dem Kirchhofe. Die andern Mägde warteten begierig, daß sie wieder kommen würde; es verging aber eine halbe Stunde, eine Stunde, und es kam niemand. Man glaubte also, sie hätte nur gespaßt, und wäre nach Hause gegangen. Gegen Morgen gingen die Leute endlich hin, und fanden Hannen todt auf Christianens Grabe liegen. Sie hatte nämlich beim Niederbükken die Schürze mit dem Spinnrokken auf dem Grabe festgesteckt; und da sie sich wieder aufrichten und fortgehen wolte, konte sie nicht von der Stelle: da dachte sie denn vermuthlich, die Todte hielte sie fest, und starb deshalb vor Angst und Schrekken.

Man muß herzhaft sein, aber ohne Vorwitz.

57. Die Baumblätter.

Ein Gespräch.

An einem heissen Sommertage ging Philipp mit seinem Vater über Feld, um einen Verwandten zu besuchen. Die Sonne schoß ihre brennenden Strahlen gerade auf sie herab, da kein Baum, keine Wand, kein Zaun sie schützte. Endlich erblickten sie von fern eine grosse Eiche. Sie eilten, um unter ihrem Schatten auszuruhen und der angenehmen Kühlung zu geniessen.

Ganz abgemattet streckten sie sich auf den weichen Boden hin, und sahen dankbar auf zu den dickbelaubten Zweigen. Nach einer kleinen Weile sagte Philipp: Wie gut ist es doch, daß die Bäume im Sommer Blätter haben! Wenn dieser Baum jezt eben so kahl wäre, als im Winter, so würden wir übel dran sein.

Vater. Du hast Recht, mein Sohn; aber du würdest wohl an diesen Nutzen der Blätter jezt nicht gedacht haben, wenn du ihn nicht eben empfändest. Freilich haben wir im Winter keinen Schatten nöthig, daraus kanst du aber noch nicht schliessen, daß die Blätter **blos darum** abfallen.

Philipp. Ja, warum bleiben sie denn aber nicht sitzen? Es müste doch recht schön aussehen, grüne Bäume im Winter!

Vater. Weißt du denn nicht, daß die Bäume im Winter den Zufluß von Saft nicht haben, als im Frühjahr und Sommer, und daß sie also auch keine Blätter ernähren können?

Philipp. Wenn sie aber nun den Saft behielten, so würden doch auch die Blätter bleiben?

Vater. Vielleicht; nur würde es den Bäumen schädlich sein, sie würden alsdann von der Kälte zerspringen.

Philipp. Ei das wäre! wie solte das aber zugehen?

Vater. Die Sache selbst ist wahr, darauf kanst du dich verlassen; denn wenn etwas zeitig ein heftiger Frost bei uns einfält, ehe die Bäume den grösten Theil ihres Saftes verlohren haben, so zerreissen sie mit grossem Krachen von oben bis unten. Eben dies geschieht bisweilen überhaupt bei solchen Bäumen, die wegen ihrer Stärke auch mitten im Winter immer noch mehr Saft in sich behalten, als die schwachen.

Philipp. Davon habe ich mein Tage nichts gehört. Es ist aber wirklich artig, daß alles so seine Ursachen hat.

Vater. Es freuet mich, daß du über dergleichen Dinge anfängst nachzudenken und Belehrung von mir suchst. Zu Hause in unserm Garten will ich dir hierüber noch allerlei Angenehmes und Nützliches sagen.

Nachdem sie sich nun genug ausgeruhet hatten, standen sie auf, und gingen mit gemässigten Schritten ihren Weg weiter.

58. Fortsetzung.

Nach einigen Tagen erinnerte Philipp seinen Vater an das gegebene Versprechen, da er sich mit

ihm im Garten allein befand. Der Vater, welcher auf diese Erinnerung gewartet hatte, fragte nur erst nach dem Inhalt der lezten Unterredung, und fuhr alsdann weiter fort:

Du wundertest dich darüber, daß die Bäume im Winter vom Frost zersprängen, wenn der Saft darin bleibe; dabei muß ich dir noch sagen, daß sie um desto eher zerspringen würden, wenn sie die Blätter behielten, weil sie durch die Blätter von oben aus der Luft eben so wohl Feuchtigkeit einsaugen, als durch die Wurzeln von unten aus der Erde. Man hatte davon ein sehr merkwürdiges Beispiel in einem frühen und ausserordentlich strengen Winter. Da erfroren in einem gewissen Lande fast alle Bäume, weil sie ihr Laub noch hatten; nur die Maulbeerbäume nicht, denen man die Blätter vorher zur Nahrung der Seidenwürmer abgenommen hatte.

Philipp. Also bekomt der Baum auch Nahrung durch die Blätter?

Vater. Allerdings; und man darf daher ohne besonders wichtige Ursachen eben so wenig die Blätter von den Bäumen streifen, als ihre Rinde abschälen. Daß die Blätter Wasser einsaugen, kanst du ganz augenscheinlich sehen, wenn du einige in eine Schüssel mit frischem Wasser legst; sie halten

sich

sich mehrere Wochen frisch; da sie hingegen an der Luft in einigen Tagen vertrocknen.

Verschiedene Arten von Pflanzen sterben, wenn man ihre Blätter mit Wasser besprengt, denn sie können diese Feuchtigkeit nicht vertragen; würde das aber geschehen, wenn die Blätter nicht eben so wohl nährten, als die Wurzel? So kann man das Wachsthum an einem Zweige eines Baums hindern, wenn man die Blätter mit Wachs, oder einer andern fettigen und zähen Materie, überzieht; alle andre Zweige wachsen muthig fort, und dieser allein bleibt kleinlich und geht aus.

Daher kommt es aber auch, daß alle Gewächse, die nicht viel und schmale Blätter haben, die Erde aussaugen und entkräften, weil sie wenig Nahrung aus der Luft an sich ziehen können.

Philipp. Ach lieber Vater! das hätte ich nicht gedacht, daß man von den Blättern so vieles lernen könte!

Vater. Was du bisher gehört hast, mein Sohn, ist nur sehr wenig in Vergleichung mit dem, was ich und du noch nicht davon wissen. Doch, wenn ich mehr Zeit habe, will

ich dir noch einige Bemerkungen darüber mittheilen.

59. Anhaltender Fleiß vermag viel.

Karoline und Amalie waren mit ihren Eltern auf ein benachbartes Dorf von einem Verwandten zur Kirmesse gebeten. Da war nun grosse Freude bei den Mädchen. Sie hüpften und sprangen, und dachten an nichts, als an das Vergnügen, welches sie den folgenden Tag da haben würden.

Aber wie fiel ihnen der Muth, als die Mutter ihnen ankündigte, sie müsten erst ihren Anzug fertig machen, der seit der lezten Wäsche gröstentheils noch zertrennt da lag.

Das ist unmöglich, rief Karoline; wie wollen wir heute damit fertig werden? Bedenken Sie doch, liebe Mutter, die Falbel um die Schürze nimt allein einen ganzen Tag weg.

Aber ihr werdet doch wohl nicht in euren Alltagskleidern mitgehen wollen? sagte die Mutter. Strengt euch nur recht an, ihr könnt schon noch fertig werden; und welche am fleissigsten arbeitet, der helfe ich.

Nun

Nur geschwind her damit, sagte Amalie, ich will sehen, wie weit ich damit kommen kann.

Nun gings frisch darüber her. Karoline setzte sich traurig an ihr Nähepult, und fing auch an. Aber alle Augenblikke stand sie davon auf. Bald lief sie ans Fenster, um den Wagen zu sehen, der eben vorbeifuhr, oder die Leute zu behorchen, die unter dem Fenster mit einander sprachen; bald lief sie in die Küche, und quälte die Mutter, sie mögte ihr helfen; bald lief sie in den Hof, um, wie sie sagte, einmal frische Luft zu schöpfen. So kam der Abend heran, und Karoline war noch nicht zur Hälfte mit ihrer Arbeit fertig.

Unterdessen war Amalie nicht ein einzigmal von ihrem Sitze aufgestanden, und es fehlte nicht viel mehr, so war sie mit allem zu Ende. Als nun die Mutter nachsahe, wie viel jedes Mädchen gethan hatte, half sie der fleissigen Amalie, wie sie versprochen hatte, so, daß sie den Abend noch den ganzen Anzug zu Stande brachte.

Nun weinte Karoline und war unwillig über Amalien, daß sie eher fertig geworden war; und über die Mutter, daß sie Amalien geholfen hatte. Das war aber Unrecht; denn sie hatte es nur ihrer eignen Unbeständigkeit zuzuschreiben,

ben, daß die Schwester ihr im Fleisse zuvor kam.

Es war natürlich, daß sie nun den andern Tag nicht mit zur Kirmesse gehen konte, sondern zu Hause bleiben muste.

60. Das neidische Kind.

Henriette gönnte keinem andern Kinde etwas Gutes, und wolte alles, was ihr gefiel, immer selbst haben. Wenn jemand ein schönes Kleid, oder sonst etwas Hübsches hatte, so verachtete sie es, so sehr sie konte; oder sie war wohl gar so boshaft, es heimlich zu verderben.

Einsmals saß sie bei Tische neben ihrem Bruder August. Sie hatte sich so satt gegessen, daß sie nichts mehr geniessen konte. Auf ihrem Teller lagen noch ein Paar Birnen; von diesen bat sich August ganz sachte mit vieler Bescheidenheit eine von ihr aus. Henriette aber riß den Teller nach sich und schrie laut: Nein, ich will nicht! Du solst sie nicht haben.

Die Eltern sahen auf, weil sie nicht wusten, was vorgegangen war. Der bescheidne August wurde roth im Gesicht; Henriette aber hielt noch

noch beide Hände über den Teller. Die Mutter fragte, was das wäre, und dachte erst, August hätte der Schwester was zu leide gethan. Dieser aber erzählte die Sache, wie sie war. Da wurde Henriette mit vieler Beschämung vom Tische weggewiesen; auch durfte sie lange nachher nicht wieder mit am Tische sitzen, sondern muste stehend vor einem Schemmel ihr Essen allein verzehren.

61. Die wohlthätigen Kinder.

In einem kleinen Städtchen gaben die Schulkinder folgendes nachahmungswürdige Beispiel von Wohlthätigkeit. In dem Winter des vorigen Jahrs ging ein armer Knabe und Vaterlose Waise, Namens Wilhelm, fleissig in die Schule, ob er gleich weiter nichts an hatte, als ein Paar zerrissene Beinkleider und ein zerlumptes Hemde.

Den Lehrer jammert dieser Anblick. Er schreibt also eine Geschichte an die Tafel, deren Inhalt dieser war: daß die Schulkinder in S. im vorigen Winter einen armen Mitschüler gekleidet hätten, ohne ihm vorher etwas davon zu sagen; dadurch wäre der Arme so gerührt worden, daß er seinen Mitschülern und Wohlthätern mit Freudenthränen gedankt hätte.

Als der Lehrer über die Geschichte mit seinen Schülern reden wolte, stellte er den armen Knaben neben sich und fragte die Kinder, was sie wohl thun würden, wenn sie einen so armen Mitschüler unter sich hätten?

Alle Kinder sahen den Lehrer mit mitleidsvoller Freundlichkeit an, und riefen: Ach der arme Wilhelm! Den folgenden Tag brachten die guten Kinder für den armen Unglücklichen einige alte Kleidungsstükke, und baten zugleich den Lehrer um die Erlaubniß, nach ihrem Vermögen Geld samlen zu dürfen, um ihn neu zu kleiden. Der Lehrer billigte und lobte ihren Entschluß, und sagte, er wolle das etwa noch Fehlende selbst hinzu thun.

So wurde das arme Kind in einigen Tagen durch die Wohlthätigkeit seiner Mitschüler gekleidet, und gegen die Kälte geschützt, die in dem damaligen Winter sogar gut Bekleideten hart und drükkend war.

Was meint ihr, werden die guten Kinder für Freude empfunden haben, da sie den armen Mitschüler das erstemal in dieser neuen Kleidung erblickt haben?

Gewiß, die Wohlthätigkeit macht dem Wohlthäter selbst eben so viel, ja wohl noch mehr Freude, als demjenigen, der die Wohlthat empfängt. Matth. 25, v. 36. ꝛc.

62. Erfahrung.

Zwei Kinder, von welchen das eine dumm, das andre klug war, fanden einige Nüsse, die sie mit einander theilen wolten. Das kluge Kind schlug diese Nüsse entzwei, nahm den Kern heraus, und gab dem andern Kinde die Schalen, welches sich dann vergeblich den Kopf zerbrach, wozu das wohl zu gebrauchen wäre, was es in Händen hatte. Endlich sahe es, daß es betrogen war. Aber du solst mich nicht wieder anführen, sagte es bei sich selbst; ich will mich bei Gelegenheit für diesen Streich schon rächen.

Einige Tage darauf fanden sie abermals mit einander Aprikosen. Das Kind nun, welches das erste mal betrogen worden war, glaubte dem andern es zu vergelten, und sagte: Gib mir das Inwendige, und behalte das Auswendige für dich.

Das klügere Kind war mit dieser Theilung sehr zufrieden, nahm das süsse Fleisch ab, und gab dem einfältigen den harten Kern.

Man sieht also, daß die Erfahrung nichts nützt, wenn man sie nicht mit Verstande braucht.

* * * * * * * * *

Zwei andre Knaben gingen einstens in einem Garten spaziren. Der Gärtner gab ihnen die Warnung, sie solten den Bienenstökken nicht zu nahe kommen, damit sie nicht gestochen würden.

Mich hat noch nie eine Biene gestochen! sagte der eine Knabe, und ging dreist hinzu. Und ehe er sich's versah, hatte er einen Stich bekommen, der ihn nicht wenig schmerzte.

So ward er durch Erfahrung klug; der andere hingegen war es durch Belehrung geworden. Welcher von beiden mag wohl der verständigere gewesen sein?

Lesebuch für Bürgerschulen.

Erster Theil.

Zweite Hälfte.

V.

Vom Spielen und Arbeiten.

Vom Spielen.

Viele Kinder sind schon unglücklich beim Spiel geworden, weil sie nicht vorsichtig genug waren; auch unschuldige Spiele werden gefährlich, wenn man sich unbesonnen dabei beträgt.

Es giebt aber auch gewisse Spiele, wobei man leicht zu Schaden kommen kann, wenn man auch noch so behutsam ist; diese solten Kinder gar nicht spielen.

Ich will euch einige solche Spiele nennen, um euch davor zu warnen.

Alle Spiele mit Schießpulver und Feuerfangenden Sachen sind gefährlich. Schlüsselbüchsen, Terzerole, Pistolen und dergleichen Gewehre nehmt ja nicht in die Hände.

Hütet euch vor dem Schiessen mit Bogen und Pfeilen, wie auch vor dem Schleudern und Werfen mit Steinen; es ist gar leicht möglich, auch wider Willen jemand dadurch tödtlich zu verletzen.

Eben so hütet euch vor dem zu vielen Blasen mit dem Blaserohre; es schadet der Lunge, und man verletzt oft jemanden, ohne es zu wollen.

Waget euch nicht aufs Eis, wenn es noch nicht fest gefroren ist; auch nicht an tiefe Oerter, wo ihr Schaden nehmen könnt, wenn es einbricht; lauft auch nicht zu wild darauf herum. Uebrigens ist es gut, wenn ihr dreist auf demselben gehen lernt.

In Kähnen auf dem Wasser fahren, ist kein Spiel für Kinder; man braucht dazu mehr Stärke und Geschicklichkeit, als Kinder haben können.

Sehr gefährlich ist das Ueberschiessen über Kopf; man kann leicht das Genick dabei brechen.

Kinder müssen nicht auf wilden Pferden reiten wollen; auch nicht mit unbekanten Hunden scherzen.

Manche Kinder finden ein Vergnügen daran, sich unter einander zu balgen und zu ringen, um ihre Stärke zu probiren; aber schon oft ist dabei aus lachendem Spaß blutiger Ernst geworden.

Mit Hunden, Katzen, Vögeln oder andern lebendigen Thieren so spielen, daß es ihnen Schmerz verursacht, ist ein grausames Spiel; auch habe ich ein so gequältes Thier sich oft wütend rächen gesehen.

Aus Muthwillen über breite Graben oder hohe Pfähle springen, hat oftmals traurige Folgen. Aber unter gehöriger Aufsicht und Anleitung diese und ähnliche Leibesübungen mit Vorsicht anstellen, ist kein blosses Kinderspiel.

Alle zu sehr erhitzende Spiele, besonders wenn sie lange und anhaltend gespielt werden, sind gefährlich; dahin gehört auch das sonst unschuldige Ballspiel.

Das Kegelspiel kann leicht gefährlich werden, sowohl für den Aufsetzer, als für die Mitspieler. Ueberdem ist es meistens mit einem wilden Lärm und mit so heftigen Bewegungen verknüpft, daß man es Kindern nicht empfehlen kann.

Dahingegen das Ballspiel mit gehöriger Vorsicht, das Treiben des Kräusels, das Reifen, das Spiel mit Schnellkeulchen oder Knippkugeln, das

Kegelspiel auf einer kleinen Kegelbank, das Wettlaufen mit Maassen, und ähnliche Spiele, ohne Gefahr für Gesundheit und Leben gespielt werden können.

Vom Arbeiten.

Viele Kinder haben mehr Lust zum Spielen als zum Arbeiten; aber wenn man den ganzen Tag spielt, so gewöhnt man sich leicht zum Müssiggange; man wird auch das Spielen bald überdrüssig. Wenn man aber eine Zeitlang gearbeitet hat, dann ist Spielen zur Erholung erlaubt und angenehm.

Kinder müssen bei Zeiten lernen etwas Nützliches thun, das heißt: **arbeiten.** Man kann mit der Seele arbeiten, wenn man etwas Gutes lernt und darüber nachdenkt; aber auch mit dem Leibe, wenn man allerlei nützliche Dinge verrichtet. Kinder haben zwar noch nicht viel Kräfte; sie können daher auch keine schwere Arbeiten thun: aber es giebt demohnerachtet vieles, was sie mit Nutzen verrichten können.

Arbeitsame Kinder, z. B., gehen den Eltern zur Hand in ihren Geschäften im Hause, im Garten, auf dem Felde; sie helfen ihnen in ihren Berufsarbeiten so viel und so gut sie können; sie ersparen ihnen manchen Gang; sie lernen auch wohl strik-

ken

ken und spinnen, und erleichtern dadurch den Eltern die Kosten, die sie auf ihren Unterhalt verwenden müssen. Dies alles thun sie gern und willig, und werden dadurch vor dem Müssiggang und der langen Weile bewahrt.

VI.

Wie muß man es machen, damit es einem wohl gehe?

Ein Lehrer hatte seine Schulkinder bei verschiednen Gelegenheiten **darauf** aufmerksam gemacht, daß, wenn es einem **wohl** gehen solle, man es auch **darnach machen** müsse. — **Wie muß man es denn machen**, lieber Lehrer, fragten die Kinder einst bei solchem Anlaß, **damit es einem wohl gehe?**

Die beste Anweisung dazu, antwortete der Lehrer, finden wir in der Bibel. Dies Buch hat uns Gott durch vorzüglich gute Männer, welchen er alle dazu nöthige Weisheit und Erkenntniß gegeben hatte aufschreiben lassen [1]). Wenn wir uns also, besonders von Jugend auf und so bald wir sie verstehen können, die Lehren dieses göttlichen Buchs recht bekant machen und dieselben befolgen: so wird es uns ganz gewiß so wohl gehn, als es uns nach der Ab-

1) 2 Thim. 3. v. 16.

Absicht unsers himmlischen Vaters gehn kann und soll [2]). Die vornehmsten dieser Lehren, welche ich euch nach und nach erklären will, sind folgende:

Wir sollen **Gott** von ganzem Herzen, und mehr als alles Andre, lieben [3]), weil wir von ihm unaufhörlich alles Gute, was wir haben und geniessen, bekommen. [4]).

Aus Liebe und Ehrfurcht gegen Gott sollen wir alle seine **Gebote** halten [5]), weil sie allein unser wahres Beste befördern [6]).

Unsre **Nebenmenschen** sollen wir lieben, wie uns selbst [7]), das ist: wir sollen **eben das** an **ihnen** thun, was **wir** in **ihrer** Stelle wünschen würden, daß **sie an uns thun mögten** [8]).

Damit unser **Betragen** untadelhaft, und uns und andern nützlich sei: so sollen zuerst die **Gesinnungen** und **Neigungen unsers Herzens** gut und untadelhaft sein [9]); weil jenes als die Wirkung, aus diesen, als der Ursach, herfließt [10]).

Wollen wir mit andern Menschen in **Friede** leben und in einem guten Vernehmen stehn: so müssen

2) 1. Thim. 2. v. 4. 2. Thim. 3. v. 15.
3) Matth. 22. v. 37.
4) Jac. 1. v. 17.
5) Pred. Sal. 12. v. 13.
6) Sprüch. Sal. 4. v. 4.
7) Matth. 22. v. 39.
8) Matth. 7. v. 12.
9) Matth. 15. v. 19. Phil. 4. v. 8.
10) Matth. 12. v. 34.

sen wir im Umgange mit ihm alle böse Nachreden, Lügen und Betrug sorgfältigst vermeiden; alles hingegen thun, was recht und gut ist. [11]) In der nämlichen Absicht haben wir uns vor allen heftigen Gemüthsbewegungen, als Rachsucht, Zorn u. dergl. zu hüten; und uns dagegen einer sanftmüthigen Denkungsart zu befleissigen. [12])

Und (was so schätzbar ist) jeder Mensch, von jedem Stande und Alter, kann sich in der Bibel am sichersten Raths erholen, was er für seine eigne Person zu thun habe, damit es ihm wohl gehe. — Als **Kinder** z. B. sollen wir unsern Eltern und Lehrern gehorchen und folgen, weil sie uns das Gute lehren und anbefehlen, welches sie, wegen ihres Alters und ihrer Erfahrung, ungleich besser wissen, als wir. [13])

Als **Untergebne** sollen wir uns in die Anordnungen unsrer Vorgesetzten ohne Widerspenstigkeit schicken. [14])

Als **Herrschaften** hingegen sollen wir unsern Untergebnen nicht hart und lieblos, sondern billig und gütig begegnen. [15])

Frohe

11) 1 Petr. 3. v. 10, 11.
12) Ephes. 4. v. 31, 32. Röm. 12. v. 18 — 21.
13) Coloss. 3. v. 20, Ebr. 13. v. 17.
14) Röm. 13. v. 1, 2. Col. 3. v. 22.
15) Ephes. 6. v. 9. Col. 4. v. 1.

Frohe und glückliche Tage sollen wir, als ein Geschenk Gottes, freudig geniessen; aber auch die traurigen als eine gute Anordnung Gottes ansehen und gelassen ertragen; [16]) denn auch sie befördern (oft wider unser Denken) unser Bestes: [17]) und es wird sich einst zeigen, daß dies leztere den Kummer, den uns jene verursachten, bei weitem überwiegt. [18])

Diese Gesinnungen, und ein denselben angemeßnes Betragen, heissen Gottseligkeit; und wer sich derselben stets und mit Ernst befleissigt, der wird täglich mehr inne werden: daß sie in allen Umständen dieses Lebens von dem größten Nutzen sei, so wie sie auch allein uns zum Genuß eines ewig glückseligen Lebens recht geschickt macht. [19])

VII.

16) Pred. Sal. 7. v. 15.
17) Röm. 8. v. 28.
18) Röm. 8. v. 18.
19) 1 Thim. 4. v. 8.

VII.

Kurze Sätze

zur Erwekkung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, als Stopf zu nützlichen Unterredungen.

Ich habe einen Leib, der dem Leibe der Thiere sehr ähnlich ist. Ich kann sehen, hören, riechen, schmekken und fühlen, wie die Thiere.

Aber die Thiere können nicht reden, wie ich; sie können auch nicht lesen, wie ich jezt thue; noch viel weniger, so wie ich, verstehen, was gesagt oder geschrieben ist.

Ich kann reden, lesen und verstehen, weil ich eine Seele habe, die durch Unterricht verständig wird.

Die Thiere brauchen keine Kleidung für ihren Leib, wie ich, denn sie haben entweder Haare, oder Federn, oder eine solche Haut, welche sie gegen die Witterung schützt.

Ich trage Kleider, weil ich sonst von der Kälte und Hitze leiden würde, und weil es nicht anständig ist, ohne Kleider sich öffentlich sehn zu lassen.

Die Kleidung kann ich mir nicht selber machen. Denn meinen Hut hat der Hutmacher gemacht. Dazu nahm er Wolle von Schaafen und Haare von Hasen und einigen andern Thieren.

Mein Hemde hat meine Mutter mit der Schere zugeschnitten, und mit der Nähnadel genähet.

Die Leinwand dazu machte der Leinweber aus Garn, welches die Spinnerin aus Flachs gesponnen hatte.

Der Flachs ist sehr mühsam zubereitet worden, ehe er konte gesponnen werden. Er wächst in Halmen, aus Leinsaamen, den man gesäet hat.

Meinen Rock, Weste und Beinkleider hat der Schneider verfertigt. Das Tuch machte der Tuchmacher aus Wolle, welche zuvor gesponnen werden muste. Der Tuchscherer schor das Tuch, und der Färber färbte es.

Die Strümpfe werden entweder von Garn, oder von Wolle, oder von Baumwolle gemacht. Diese leztere ist viel zarter, als Schaafwolle und wächst in Schaalen, wie Nüsse auf Bäumen, aber sehr weit von hier in wärmern Ländern. Darum ist sie auch so theuer, weil sie von fern her zu uns gebracht wird. Diese Strümpfe hat aber nicht der Strumpfweber gewebt, sondern meine Schwester hat sie gestrickt mit gelben Stricknadeln.

Meine

Meine Schuh hat der Schuster gemacht, aus Leder, welches der Gerber aus Kalbfellen bereitet hatte.

Meine Schnallen sind vom Gürtler verfertigt, aus Metall, welches die Bergleute aus der Erde gegraben haben. Es ist aber nicht gleich so glänzend, wenn es aus der Erde komt, sondern es muß erst mit vieler Mühe gereinigt werden.

Also haben für mich gearbeitet der Hutmacher, der Leinweber, die Spinnerin, der Schneider, der Tuchmacher, der Tuchscherer, der Färber, der Schuster, der Gürtler, der Bergmann und noch viele andre Leute.

Alle diese Leute haben für Geld gearbeitet; sie brauchen Geld, um sich andere Sachen, deren sie bedürfen (oder **Bedürfnisse**) dafür zu kaufen.

Meine Eltern haben mir meine Kleider für Geld kaufen müssen, und sie müssen das Geld auch durch Arbeit verdienen: also haben eigentlich meine Eltern für mich gearbeitet. **Sie** sind meine größten Wohlthäter.

Ich kann mir durch Arbeit noch nichts verdienen, denn ich bin theils zu schwach, theils zu ungeschickt dazu. Wenn ich aber älter bin, und etwas Nützliches gelernt habe: so kann ich entweder durch Handarbeit, oder durch eine Kunst so viel

verdienen, als ich zur Kleidung und Nahrung brauche.

* * *

Noch nothwendiger als die Kleidung ist Essen und Trinken für meinen Leib. Ich kann nicht ohne Beschwerde 24 Stunden hungern und dursten.

Wasser ist das gesundeste und wohlfeilste Getränk, den Durst zu stillen; und Brodt die gesundeste und wohlfeilste Nahrung, den Hunger zu befriedigen.

Wenn ichs aber haben kann, so esse ich auch Fleisch und Zugemüse, und trinke Bier; denn es ist wohlschmekkender und nahrhafter, als Brodt und Wasser, aber auch theurer.

Wer Fleisch essen und Bier trinken will, muß so viel Geld haben, daß er es bezahlen kann, also auch viel arbeiten. Wer wenig arbeitet, der muß auch nur wenig ausgeben und kaufen. Wer gar nicht arbeitet, bekomt gar kein Geld: er muß also verhungern, wenn nicht andre fleissige Leute ihm von dem Ihrigen etwas schenken.

Wenn man noch nicht arbeiten kann, so wie zum Beispiel ich, dann muß man mit jeder Kost vorlieb nehmen, welche satt macht und eßbar ist. Denn es ist ja Wohlthat, daß andre für mich arbeiten; und Wohlthaten darf man nicht verachten, wenn sie auch gering sind.

Nicht

Nicht alle Arbeiten werden gleich gut bezahlt; wer nur durch seine Leibeskräfte andern nützlich sein kann, der erhält einen geringern Lohn, als der, welcher durch erworbene Geschicklichkeit nützt. Der Holzhakker bekommt für den ganzen Tag 4 Groschen; und der Mann, der meinem Vater neulich eine Ader öfnete, bekam auch 4 Groschen, ob er gleich nicht eine halbe Stunde Zeit dazu brauchte.

Tagelöhner sind uns sehr nützlich; und solche Leute, die nützlich sind, muß man nicht verachten. Sie können recht glücklich sein, wenn sie gleich nicht alle Tage Fleisch essen und Bier trinken. Denn Gesundheit und froher Muth macht glücklicher, als köstliches Essen und Trinken.

Aber doch sind diejenigen noch nützlicher, die durch ihre Geschicklichkeit für sich und andre Menschen Nahrung und Kleidung bereiten können. Darum wird ihre Arbeit auch besser bezahlt, als die Arbeit der Tagelöhner.

Wir Kinder wollen immer lieber spielen, als lesen und schreiben lernen, weil alle Arbeit anfangs beschwerlich ist; aber mit Spielen kann man kein Geld verdienen, und wir werden also künftig für ein geringes Tagelohn arbeiten müssen, wenn wir nichts lernen, wodurch wir andern nützlicher werden können, als durch Handarbeit.

Wenn ich zwei Schüsseln vor mir sehe, die eine mit einer Wassersuppe, die andre mit einem Gerichte Fleisch und Zugemüse angefüllt, so werde ich wohl nach der lezten greifen, wenn ich darf. Durch Fleiß und Geschicklichkeit kann ich in den Stand kommen, daß ich mehr, als Brodt und Wasser zu meiner Nahrung habe; denn dem Fleissigen ist Gott günstig.

Wenn ich mich satt gegessen habe, so ist mir wohl zu Muthe, und ich befinde mich besser, als wenn ich hungrig bin. Mein Leib wird durch die Speisen genährt und gestärkt, und ich kann alsdann rasch arbeiten.

Man braucht bei einer Mahlzeit kaum eine Stunde Zeit zum satt werden, wenn man mässig isset. Die übrige Zeit des Tages kann also zum arbeiten angewendet werden. Bei verständigen Leuten ist Essen und Trinken nur Mittel, aber nicht Zweck des Lebens.

* * *

Bisweilen wird mir die Zeit zu Hause lang, und ich habe Langeweile, wenn ich müssig bin; aber dann bin ich auch sehr misvergnügt.

Ein lustiges Spiel mit meinen Kameraden vertreibt die lange Weile und ich werde gleich aufgeräumt beim Spiel.

Meine

Meine Eltern erlauben mir das Spielen, aber nicht oft. Denn sie sagen: wenn ein Kind oft spielt, so gewöhnt es sich daran, und lernt nicht arbeiten.

Solche Spiele, wobei man Leibesbewegung hat, sind besser, als die, wobei man sitzen muß. Daher ist Ballspiel besser, als Kartenspiel.

VIII.

Richtig Sprechen, Lesen und Schreiben.

Wenn wir mit andern sprechen, so haben wir zunächst die Absicht, daß sie uns verstehen sollen; wollen wir nun diese Absicht erreichen, so müssen wir auch **verständlich** sprechen.

Wer verständlich sprechen will, muß laut, deutlich und langsam sprechen.

Laut sprechen — heist nicht **schreien**; sondern nur so, daß es andre ohne Mühe hören können.

Deutlich spricht man, wenn man jede Silbe eines Worts rein ausspricht, und keine verschluckt.

Wer **gut** spricht, der **wechselt** auch mit der **Stimme**, so, daß er sie bald erhebt, bald fallen läßt, je nachdem es der Sinn der Worte, welche

er ausspricht, erfordert. Dadurch bekomt die Rede weit mehr Bedeutung und Anmuth, als sie sonst haben würde.

* * *

Eben dies muß man beobachten, wenn man etwas vorlieset, das andre hören sollen; da muß man auch laut, deutlich und langsam lesen.

Zum verständlichen Lesen gehört aber auch, daß man auf die Unterscheidungszeichen Acht gebe; denn sie werden dazu gesezt, um den Sinn der Schrift deutlicher zu machen. Wer sich nun im Lesen nicht nach diesen Zeichen richtet, der lieset unverständlich, wenn er auch laut, deutlich und langsam lieset. Die gewöhnlichsten von diesen Unterscheidungszeichen sind

das Komma	(,)	das Semikolon	(;)
das Kolon	(:)	das Punkt	(.)
das Fragezeichen	(?)	das Rufzeichen	(!)

Was bei diesen Zeichen im Lesen zu beobachten sei, läßt sich mündlich und beim Lesen selbst besser zeigen, als in einem Buch beschreiben.

So wie man nun, wenn man gut spricht, mit der Stimme abwechselt: eben so muß man auch beim Lesen (nach dem Sinn dessen, was man lieset) abwechseln. Es ist daher ein grosser Fehler, wenn man so eintönig lieset; denn dieses beweiset

meisten-

meistentheils, daß man das nicht versteht, was man lieset.

* * *

Aber es ist nicht genug, daß man richtig spricht und lieset; man muß auch richtig **schreiben** können.

Wer dieses wünscht, der muß vor allen Dingen den Unterschied der Wörter kennen, deren man sich beim Sprechen und Schreiben bedient. Merkt euch hierüber fürs Erste nur Folgendes: Alle diejenigen Wörter, womit wir **Personen** und **Sachen benennen**, werden **Nennwörter** genant z. B. Wilhelm, ein Buch, ein Haus, ein Baum, eine Stadt, u. dergl. mehr.

Alle diejenigen Wörter, welche **bei** den Nennwörtern gesetzt werden, und eine Eigenschaft derselben anzeigen, heissen Beiwörter, z. B. der **kleine** Wilhelm, das **nützliche** Buch u. s. w.

Alle diejenigen Wörter, welche so etwas anzeigen, wozu **Zeit** erfordert wird, heissen **Zeitwörter.** Z. B. lernen, bauen, arbeiten, u. s. w.

Von diesen Wörtern nun werden

1. alle **Nennwörter** mit grossen Anfangsbuchstaben geschrieben.

2. Ausserdem werden auch in folgenden Fällen grosse Anfangsbuchstaben gesetzt; wenn man eine Rede oder einen neuen Satz anfängt; — in Briefen und Anreden bei den Wörtern Sie, Ihnen u. dergl. wenn diese Wörter auf diejenigen Personen gehen, an welche man schreibt; — desgleichen nach einem Punkt, Fragezeichen, und Rufzeichen.

3. Endlich werden auch diejenigen **Beiwörter** und **Zeitwörter**, deren man sich zuweilen statt der Nennwörter bedient, mit grossen Buchstaben geschrieben, z. B. der **Kluge**, der **Reiche**; das **Lesen**, das **Schreiben**, u. s. w.

Alle übrigen Wörter werden mit kleinen Buchstaben geschrieben. Was weiter zum richtigen Schreiben gehört, wird in der Folge gelehrt werden.

IX.

Etwas aus der Naturgeschichte.

Auf der Erde, welche wir bewohnen, giebt es eine unzählbare Menge von Geschöpfen, die alle unsrer besondern Aufmerksamkeit werth sind. Ueberall finden wir entweder **Thiere**, oder **Gewächse**, oder

Steine

Steine und andre Dinge, welche wir **Mineralien** nennen.

Die **Thiere** und **Gewächse** können mit einander verglichen werden, denn sie sind sich in vielen Stükken ähnlich. Ein Thier ist erst klein, wird durch Nahrung, die es zu sich nimmt, grösser, bringt Junge hervor, und stirbt endlich, wenn es nicht zuvor getödtet wird, vor Alter oder an einer Krankheit.

Eben so ein Baum: er ist Anfangs eine kleine Pflanze, wächst dann immer höher, indem er aus der Erde und aus der Luft Nahrung an sich zieht, pflanzt sich fort durch junge Sprößlinge oder durch Saamen; und wenn die Menschen ihn nicht vor der Zeit abhauen, so stirbt er auch vor Alter oder an einer Krankheit.

Aber es ist auch wiederum ein grosser Unterschied zwischen den Thieren und Gewächsen. Die **Thiere** bewegen sich selbst, wie und wohin sie wollen; sie nehmen ihre Nahrung durch den Mund ein, bereiten den Nahrungssaft im Magen, und werfen das Ueberflüssige wieder aus; sie haben — einige mehr, andre weniger — Empfindungswerkzeuge, als Augen, Ohren, Nase, Zunge und eine empfindliche Haut und Nerven. Die **Gewächse** hingegen bewegen sich nicht selbst, sondern werden nur z. B. durch die Luft, oder auf andre Art bewegt;

sie

sie kommen auch nicht von einem Ort zum andern; sie ziehen mit den Blättern aus der Luft, und mit den Wurzeln aus der Erde Feuchtigkeiten an sich, und das ist ihre Nahrung; sie haben keine Empfindung; sie können nicht hören, sehen, riechen u. s. w.

Noch weniger Aehnlichkeit mit den Thieren haben die Steine, Metalle, (als Gold, Silber, Eisen, Blei ꝛc) und alle diejenigen Körper, die nicht durch Nahrung von innen wachsen und sich erhalten, sondern wo sich blos gewisse Theile von aussen ansetzen, und dadurch allmälig den Körper bilden.

Jedes Land hat seine eigne Art von Thieren und Gewächsen, die man in andern Ländern nur mit vieler Mühe, oder auch wohl gar nicht ziehen kann; die einheimischen sind aber auch die nothwendigsten und nützlichsten.

Womit würden wir uns kleiden, wenn das Schaaf so kostbar zu erziehen und zu erhalten wäre, als der Seidenwurm? Es ist also, da uns wollene Kleider, weit nöthiger sind, als seidne, sehr gut, daß wir die Wolle viel wohlfeiler haben können, als Seide.

Verschiedne Gewächse, die in unserm Lande wachsen, geben uns ein viel gesunderes, nahrhafteres und wohlfeileres Getränk, als der Kaffe, der

aus

aus fernen Ländern komt. Dahin gehört vor- nämlich der Weizen und die Gerste.

Es ist eben so nützlich als angenehm, die Beschaffenheit der natürlichen Dinge zu kennen. Denn je mehr man davon weiß, desto mehr Nutzen kann man davon ziehen. Wie manches werfen wir vielleicht noch weg, weil wir es nicht genug kennen, was man künftig mit Freuden benutzen wird!

Unter den Thieren werdet ihr verschiedene zahme und wilde kennen; welche, meint ihr wohl, sind uns die nützlichsten? — Recht; die zahmen, denn diese dienen uns, so lange sie leben, und nach ihrem Tode beerben wir sie auch noch.

Nennt doch einige von den zahmen Thieren, die euch bekant sind. — Das Pferd, das Rind, die Ziege, das Schaaf, die Hüner, die Gänse, das Schwein.

Was nützen uns diese in ihrem Leben? — Das Pferd hilft dem Landmann bei seiner schweren Akkerarbeit; es zieht und trägt eine grössere Last, als mehrere Menschen mit vereinigten Kräften fortschaffen können; es bringt uns mit der grösten Geschwindigkeit und Bequemlichkeit von einem Ort zum andern.

Das Rind arbeitet zwar nicht so rasch, als das Pferd, aber sehr anhaltend, und kostet auch nicht

so

so viel zu unterhalten. — Die Kühe geben uns überdies ihre herrliche Milch, die theils so als Getränk und Speise genossen wird; theils, wie ihr wißt, zur Bereitung der Butter und des Käses dient.

Von der Ziege erhalten wir auch eine sehr gesunde Milch, desgleichen vom Schaaf; doch ist vom leztern die Wolle, die es sich jährlich einmal oder zweimal abnehmen läßt, für uns weit wichtiger. Wie viel Menschen würden ausser Arbeit, und also auch ausser Nahrung gesetzt werden, wenn auf einmal das ganze Geschlecht der Schaafe ausstürbe? Denkt einmal darüber nach!

Was bringen uns denn die Hüner und Gänse für Nutzen? — Allerdings; die Hüner legen fleissig Eier, manche wohl eine Woche alle Tage hintereinander. Wir mögen nun die Eier verkaufen, oder sie selbst in der Haushaltung brauchen, so ist eine Henne eins der nützlichsten Thiere, besonders auf grossen Höfen, wo sie nicht immer aus dem Sack gefuttert werden darf.

Die Gänseeier kann man zwar auch so benutzen, wie die Hünereier; aber eine Gans legt nicht gar viele und man läßt sie daher lieber ausbrüten. Dennoch ziehen wir einigen Vortheil von ihr, so lange sie lebt. Denn man rupft ihr jährlich (doch mit Vorsicht) die weichen Federn aus, womit man

die

die Betten ausgestopft; auch verliert sie von selbst aus ihren Flügeln die Spulen, die uns zu Schreibfedern dienen; und diese ausgefallnen sind grade die besten, so wie die Früchte, die von selbst vom Baume fallen, die reifsten und die süssesten sind.

Endlich das Schwein; — nun das nützt uns wohl im Leben nichts? Es kann nicht für uns arbeiten, wie der Ochse und das Pferd; es giebt uns keine Milch, keine Wolle, keine Federn, wie die vorgenanten Thiere; das ist denn wohl das einzige, das sich erst nach dem Tode verzinset? — Ihr sinnt? ihr wißt nichts? gar nichts? — Es ist ein Nutzen, den ihr auch bei allen vorhergehenden Thieren vergessen habt in Anschlag zu bringen; und dieser ist für manchen Wirth der wichtigste, um dessentwillen er allein mehr Vieh hält, als er sonst halten würde. — Ach! der Mist. — Getroffen! der ist für alle, die Akker- oder Gartenfeld haben, eine kostbare Sache. Ihr müßt aber überdies noch bedenken, daß ein Schwein vieles z. B. an Wurzeln, an Abgang aus der Wirthschaft, frißt, was kein anderes Thier anrührt, was also ganz umkommen würde; da nun doch das Schwein dadurch genährt wird, so ist das auch ein Nutzen für uns, daß wir dergleichen nicht wegwerfen dürfen.

Seht, das ist nur Etwas — bei weitem nicht alles — von dem, was uns zahme Thiere in ihrem Leben nützen: nun führt mir doch auch an, was

sie uns nach ihrem Tode zur Benutzung hinterlassen. — Von den meisten gebrauchen wir das Fleisch und Fett zu unsrer Nahrung —; und es ist merkwürdig, lieben Kinder, daß wenn ihr nun das Nutzbare alles einzeln nennen soltet, ihr gewiß vom Schwein daß meiste würdet zu sagen haben, da es euch vorher so schwer fiel, nur einen Vortheil zu nennen, den wir von demselben im Leben erhalten. Hingegen das Pferd, dieses edle Thier, das durch seine Stärke, seinen Muth, seine Schnelligkeit, Treue und Klugheit uns so überaus brauchbar im Leben, ja fast unentbehrlich ist, liegt im Tode als ein verworfnes Aas da, eine Beute gieriger Hunde und Raben, vor dessen Anblick uns ekelt!

Aber das im Leben so verachtete, schmuzige Schwein, dessen Name selbst für ein Schimpfwort gilt, wie werth im Tode! Wie freuet ihr euch auf seinen Schlachttag, als auf ein Fest!

Doch nennt mir noch einige Stükke überhaupt, die wir von den todten Thieren gebrauchen können. — Die Haut, die Haare, die Wolle, die Federn, die Borsten. — Richtig; und ich füge noch hinzu: die Knochen, die Hörner und Klauen, die Blase z. B. die Schweinsblase. Wie und auf welche Art dies alles benutzt wird, sollt ihr ein andermal hören.

Aber wie ists mit den wilden Thieren. Habt ihr schon einige gesehen? oder wißt ihr wenigstens die Namen von etlichen zu nennen? — O ja: der Hirsch, das Reh, der Hase, das wilde Schwein, der Fuchs, der Wolf, der Bär. Sie nutzen uns aber nicht, so lange sie leben, sie thun vielmehr mancherlei Schaden, im Walde, an den Bäumen, und auf dem Felde am Getreide und an den übrigen Feldfrüchten.

Meint ihr aber, wir könten sie nicht nutzen? so irrt ihr. Die meisten unsrer jetzigen zahmen Thiere waren ehemals wild, und wir haben sie doch zu unserm Dienst gezwungen. Habt ihr noch keinen Bären tanzen gesehen? — Nun gut; so wohl wie man ihn dazu zähme;i und abrichten kann, wird er auch zu andern Diensten zu gebrauchen sein. In Polen, wo es viel Bären giebt, hält man sie auf grossen Höfen und in Klöstern zur Beschützung statt der Hunde; und ihr könnt leicht denken, daß ein Bär mehr Diebe abhalten kann, als vier bis fünf grosse Hunde.

Hirsche sind leicht zu zähmen, und sie ziehen einen Wagen eben so wohl, als Pferde. Stellt euch einmal vor, wie prächtig das aussehen muß, vier Hirsche mit ihren hohen zakkigten Geweihen vor einer Kutsche! Und ein Hirsch kostet wirklich nicht so viel zu unterhalten, als ein Pferd. Aber freilich, so stark kann er auch nicht arbeiten.

Indessen habt ihr Recht: Bis jezt bringt uns das lebendige Wild mehr Schaden, als Nutzen; nicht einmal ihr Mist kommt uns zu gute. Ihr seht also daraus, wie nothwendig es ist, daß die zu grosse Vermehrung des Wildes durch dazu bestellte Jäger eingeschränkt wird.

Wenn wir diese wilden Thiere aber fangen oder schiessen, so haben wir mehr Vortheile davon, als von den zahmen. Wißt ihr wohl warum? Weil uns ihre Erziehung und Ernährung nichts gekostet hat; und doch können wir ihr Fleisch, ihre Haut — kurz alles eben so, wie von den zahmen benutzen.

Ausser den vierfüssigen Thieren, lieben Kinder, giebt es auch noch Vögel, Fische und Insekten, die uns auf mancherlei Art nützlich sind.

Von den Vögeln habt ihr schon die Gans und die Henne vorher genant; welche sind euch nun noch bekant? — Die Ente, der Truthahn, die Schnepfe, der Pfau, die Taube, die Lerche, der Staar, der Krammetsvogel, der Finke, der Zeisig, die Schwalbe, der Kibitz, das Rothkehlchen, der Specht, die Nachtigall.

Von einigen dieser Vögel essen wir das Fleisch; andre vergnügen uns durch ihren Gesang; noch andere nützen uns dadurch, daß sie Fliegen und allerlei Gewürme wegfangen. Nun sagt einmal,

welchen von diesen dreien Vortheilen uns jeder der genanten Vögel insbesondre bringt?

Von den **Fischen** werdet ihr wohl wenige kennen, auch nicht wissen, daß wir von verschiednen derselben noch mehr als ihr Fleisch gebrauchen können, welches ihr in Zukunft erfahren sollt; aber sie sind eine Art von Wild, und sind uns also doppelt nützlich, weil sie sich selbst erhalten und ernähren. Zwar hält man auch welche in Teichen, und futtert sie; aber so viel kosten sie doch nicht, als das zahme Vieh in den Ställen. — Einige sind euch doch dem Namen nach bekant? — Ja; der Karpfen, der Hering, der Hecht, der Aal, der Lachs, der Gründling, der Schlei, der Barsch, die Karausche, der Weißfisch.

Die vierfüssigen Thiere, Vögel und Fische haben alle rothes Blut; die **Insekten** aber nur eine weißlichte Feuchtigkeit, die ihnen statt des Bluts dient. Auch unter diesen sind verschiedne dem Menschen nutzbar, z. B. die Biene und der Krebs. Die meisten Insekten sind eine Nahrung der Vögel und andrer Thiere.

So wie wir von den Thieren zahme und wilde genant haben, so gibt es auch ebenfalls zahme und wilde Gewächse. Und welche, glaubt ihr wohl, sind wilde Gewächse? — Die im Walde und auf freiem Felde wachsen. — Und die zahmen? —

Die finden wir in den Gärten. — Nicht ganz richtig, l. K., denn ist das Korn auf dem Felde ein wildes Gewächs? oder das Unkraut im Garten zahmes? Vielmehr nennt man alle Gewächse wild, die von selbst wachsen ohne Pflege und Wartung der Menschen; diejenigen aber, die durch Fleiß und Kunst der Menschen gezogen werden, können zahme Gewächse heissen.

Alle Gartengewächse und Feldfrüchte waren ehemals wild, und sind durch sorgfältige Pflege der Menschen gar sehr verbessert worden.

Unter allen Gewächsen sind die Bäume die größten; dann folgen die Sträucher und Stauden, und endlich die Kräuter und Gräser. Von den Bäumen hegen wir einige vorzüglich um des Holzes willen; andre aber wegen ihrer Frucht. Nennt mir einige von der ersten Art. — Die Eiche, die Fichte, die Birke, die Büche, die Tanne, die Ulme.

Von diesen Bäumen erhalten wir nicht nur das so nöthige Brennholz, sondern auch einen grossen Theil unsers Hausgeräths; ja es wird kein Haus gebauet, wozu nicht viel, sehr viel Holz nöthig wäre, wenn gleich die Mauern und Seitenwände von Steinen aufgeführt werden. Denkt einmal selbst darüber nach, welche Theile des Hauses nothwendig von Holz sein müssen, und welch eine Menge hölzernes Hausgeräthe man in einem einzigen Hau-

se antrift. — Eben diese Bäume geben uns aber auch Theer, Pech, Kienruß, Schmiedekohlen und andre nützliche Dinge.

Von den Frucht- und Gartenbäumen werdet ihr vermuthlich noch mehrere kennen. Mit welchem Vergnügen genießt ihr nicht die Früchte davon, z. B. die Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsichen, Nüsse. Das Holz von einigen dieser Bäume ist noch feiner und kostbarer, als von den Waldbäumen, daher sind die Möbeln, die davon gemacht werden, auch theurer.

Von den **Gesträuchen** sind euch gewiß der Johannisbeer- und Stachelbeerstrauch bekant; und von den ausländischen nenne ich euch jetzt nur zwei, weil euch ihre Frucht nicht unbekant ist: den Theestrauch und den Baumwollenstrauch.

Kräuter und **Gräser** giebt es in solcher Menge, daß ihr kaum die Zahl der Namen, vielweniger die Namen selbst behalten könntet, wenn ihr sie alle hörtet. Davon kennt ihr nun schon die Getreidearten, als: Roggen, Weizen, Gerste, Hafer; ferner, Bohnen und Erbsen; Flachs und Hanf. Es wird wohl niemand unter euch sein, der von allen diesen Dingen den gewöhnlichen Gebrauch nicht anzugeben wüßte.

Endlich, l. K., seht ihr auf unsrer Erde auch noch Körper, die von den Thieren und Pflanzen gar sehr

verschieden sind, und die ich euch vorhin unter dem Namen Mineralien bekant machte. Auch diese sind von ungemein grossem Werth und Nutzen für uns.

Schon an der Farbe könnt ihr einen Unterschied der Erde bemerken; an einigen Orten sieht die Erde schwarz aus, an andern gelb, wieder an andern weiß, u. s. w. Nach diesem Unterschiede wird sie auch verschiedentlich benutzt, und wir erhalten von einer dieser Erdarten, welche Thon heißt, unter andern allerlei Töpferwaaren, und von dem Lehm Mauersteine, Dachsteine, ꝛc. Der Nutzen der Kreide und der gelben Erde ist euch ebenfalls bekant.

Von Steinen habt ihr gewiß schon Feldsteine, Kieselsteine und Feuersteine gesehen, vielleicht auch Sandsteine, wovon man unter andern die Mühlsteine und Schleifsteine macht.

Die bekantesten und nützlichsten Metalle sind: Eisen, Zinn, Kupfer, Blei, Silber und Gold. Wißt ihr wohl, was hieraus verfertigt wird? — Sagt mir doch das, was ihr hiervon wißt. —

Nicht wahr, l. K., ihr mögtet noch mehr von diesen Dingen wissen? Nun, künftig soll euer Wunsch erfüllt werden.

X.

X.

Rechnen *)

Ihr habt bereits gelernt, lieben Kinder, von Eins bis Hundert zu zählen, und auch die Zahlen von 1 bis 100 richtig zu lesen oder auszusprechen. Ihr müßt aber, um gehörig rechnen zu lernen, auch grössere Zahlen richtig aussprechen können; und das will ich euch jezt (so wie hernach noch ein Mehreres) lehren, wenn ihr Achtung gebt.

Numeriren
oder Zahlen aussprechen.

Ihr wißt, daß die Zahl 100 **Einhundert** bedeutet; ihr werdet also leicht abnehmen,
daß die Zahl : : 200 **zweihundert**,
300 **dreihundert**,
400 **vierhund.** anzeige;
woraus ihr denn ferner bald urtheilen werdet, wie **fünf hundert, sechs hundert,** u. s. w. mit Zahlen geschrieben werden müsse.

Ihr wißt ferner, daß die Zahl
2 nur zwei einzelne Stück bedeutet;
22 aber zwei und zwanzig,
222 — zwei hundert und zwei und zwanzig

H 5 Hier:

*) Man sehe die Vorrede hierüber nach.

Hieraüs seht ihr, daß die Zifer 2, ob sie gleich beständig einerlei Gestalt behält, dennoch eine sehr verschiedne Bedeutung haben kann; wobei es bloß auf die Stelle von der Rechten zur Linken ankomt, auf welcher sie steht. Denn die 2 ganz zur Rechten zeigt bloß zwei einzelne Stück an; die nächstfolgende aber zur Linken bedeutet zwei **Zehner** (oder zwanzig); und die dritte 2 bedeutet zwei **Hunderte.**

Wenn ihr euch also vorstellt, daß die einzelnen Zifern in besondre Fächer von der Rechten zur Linken geschrieben werden, etwa so:

|4|4|4|

so bedeutet die 4 zur Rechten (oder auf der ersten Stelle) nur immer 4 einzelne Stück; die folgende 4 auf der zweiten Stelle bedeutet zehnmal so viel, also **vierzig**; und die 4 auf der dritten Stelle bedeutet hundertmal so viel, also **vierhundert.**

Eben so ist es nun mit allen übrigen Zahlen, z. B. mit 333; *666*; u. a. m. Die erste Stelle ist also jederzeit für die **Einer**, die zweite für die **Zehner**, und die dritte für die **Hunderte.**

Wer diese einzige Regel recht merkt, der kann alle Zahlen, welche nicht mehr als 3 Zifern haben, sowohl richtig lesen als schreiben. Wie liest man z. B. 324. 148. 236. 464. *664.* — ?

Und wie schreibt man

zwei hundert vier und zwanzig?

drei

drei hündert und sechzehn:
fünf hundert zwei und dreissig: 2c.

Wenn bei einer dergleichen Zahl entweder keine Zehner oder keine Einer vorkommen, wie z. B. bei ein hundert und zwei: so setzt man auf die Stelle derselben eine Null (0); und diese zeigt eben an, daß keine Zehner oder Einer da sind. Demnach wird die Zahl ein hundert und zwei geschrieben: 102. Hingegen ein hundert und zwanzig wird geschrieben 120. Daher wird auch

zweihundert geschrieben 200;
fünfhundert , , , 500;
neunhundert , , , 900;
zehnhundert , , , 1000, aber

ein tausend ausgesprochen.

Nun zählt man die Tausende eben so fort, wie Anfangs die einzelnen Stükke, z. B. ein tausend, zwei tausend, u. s. w. Beim Schreiben dieser Zahlen macht man aber, um dieselben desto geschwinder übersehn zu können, zur Linken der drei Nullen ein Komma (,); z. B.

1,000 – ein tausend;
5,000 – fünf tausend;
9,000 – neun tausend;
10,000 – zehn tausend;
48,000 – acht und vierzig tausend;
124,000 – ein hundert vier u. zwanz. tausend;
600,000 – sechsmal hundert tausend;

900,000 – neunmal hundert tausend;
1,000,000 – tausendmal tausend, oder eine Million.

Die Millionen zählt man abermals eben so fort, wie die einzelnen Stükke; wer also weiß, wie eine Million geschrieben wird, der wird auch leicht im Stande sein, 6, 24, 136 oder jede noch grössere Zahl von Millionen richtig zu schreiben.

Will man nun irgend eine grosse Zahl schreiben, z. B. die Jahrzahl; **ein tausend sieben hundert acht und achtzig**; so schreibt man zuerst eine 1 . . . als eintausend hin, und denkt sich daneben zur Rechten noch drei leere Stellen, wo die übrigen Zahlen hinkommen; nämlich auf der nächsten zur rechten eine 7 als **siebenhundert**, dann eine 8 als **achtzig**, und endlich noch eine 8 als **achte**. Die ganze Jahrzahl sieht also folgendergestalt aus

1788.

Wer nun weiter rechnen will, der muß sich vor allen Dingen üben, so und auf ähnliche Art zu zählen, wie ihr schon in der Fibel angefangen habt. Ihr könnt nämlich schon paarweise zählen, so, daß ihr zu einer Zahl immer 2 hinzuzählt: 2, 4, 6, 8, u. s. w. Zählt nun auch einmal paarweise zurück: 20, 18, 16, u. s. w.

Nun auch mit ungeraden Zahlen vorwärts: 1, 3, 5, 7, u. s. w. bis 41.

Nun

Nun auch rückwärts mit eben den Zahlen: 41, 39, u. s. w. bis 1.

Nun auch so, daß ihr immer 3 hinzusetzt: 3, 6, 9, u. s. w. bis 60.

Nun auch rückwärts mit eben den Zahlen: 60, 57, 54, u. s. w.

Nun auch so, daß ihr von 1 anfangt, und immer 3 hinzusetzt: 1, 4, 7, 10 u. s. w. bis 40.

Nun mit eben diesen Zahlen rückwärts: 40, 37, u. s. w. *)

Wer kann nun folgende Fragen bald und richtig beantworten: wieviel sind

6 Aepfel und 2 Aepfel?	Antw.:	8	Aepf.
und 4 dazu?	—	12	—
und 3 dazu?	—	15	—
aber 3 davon?	—	12	—
und 5 dazu?	—	17	—
und 3 dazu?	—	20	—
aber 5 davon?	—	15	—
und 10 dazu?	—	25	—
und 4 dazu?	—	29	—
aber 2 davon?	—	27	—
und 3 dazu?	—	30	—

Addi=

*) Diese Uebung kann man mit 4 auf ähnliche Weise bis 80, und mit 5 bis 100, zu grosser Erleichterung aller folgenden Rechenübungen, fortsetzen.

Addiren.

oder zusammenzählen.

Wenn man 10 Aepfel und noch 5 Aepfel hat, so kann man diese zusammenzählen, und man hat alsdann 15 oder eine Mandel Aepfel. Hat man aber 10 Aepfel und 5 Nüsse, so kann man diese nicht zusammenzählen, weil es nicht Dinge von einerlei Art sind. Was man also zusammenzählen soll, müssen Dinge von einerlei Art sein.

Will man nun z. B. 8, 3, und 4 Aepfel zusammenzählen oder addiren, so schreibt man diese Zahlen in gerader Linie unter einander, zieht einen Strich darunter, und zählt dann zusammen, wie ihr schon wißt. Was man auf diese Art bekommt, heißt die Summe, welche unter den Strich hingeschrieben wird. 15 ist also die Summe.

8
3
4
15

Ihr werdet leicht begreifen, warum, wenn zu 15 Pfennigen noch 5, 48, 100 und 436 addirt werden sollen, man diese Zahlen so schreiben müsse, daß die letzten Zifern, welche die Einer anzeigen, gerade unter einander zu stehen kommen; denn alsdann kommen auch die Zehner und die Hunderte in gerader Linie unter einander zu stehen, welches zum richtigen Addiren erfordert

15	Pf.
5	—
48	—
100	—
436	—
604	Pf.

fordert wird, weil man nur Einer zu Einern, Zehner zu Zehnern u. s. w. addiren kann.

Komt beim Addiren einer einzelnen Reihe von Zahlen eine solche Summe heraus, die mit zwei oder mehr Zifern geschrieben werden muß, so schreibt man nur die lezte derselben an ihren gehörigen Ort unter dem Strich; die übrigen aber zählt man zu der folgenden Reihe hinzu. In dem vorigen Exempel spricht man also: 6 und 0 (oder nichts) ist nur 6, und 8 ist 14, und 5 ist 19, und 5 ist 24. Hievon wird die 4 unter die Reihe der Einer hingeschrieben, die 2 aber (als 2 Zehner) zu der folgenden Reihe der Zehner hinzugezählt. Also: 2 und 3 ist 5, und (weil die 0 nichts gilt) 4 ist 9, und 1 ist 10. Von diesen 10 wird die 0 hingeschrieben, die 1 aber zur folgenden Reihe der hunderte gezählt. Also: 1 und 4 ist 5, und 1 ist 6; die ganze Summe ist demnach 604 Pf.

Eben so wird es auch bei Aufgaben oder Exempeln gemacht, wo noch mehr und grössere Zahlen vorkommen.

Hat man endlich andre Dinge zusammen zu addiren, z. B. Thaler, Groschen und Pfennige; Schock, Mandel und Stück, oder dergl.; so darf man (was ihr ebenfals schon gelernt habt) nur wissen, wieviel Pfennige auf einen Groschen, und wieviel Groschen auf einen Thaler

gehn;

gehn; desgleichen, wieviel Stück eine Mandel, und wieviel Mandel ein Schock ausmachen; und so in andern Fällen: alsdann kann man auch solche Exempel ohne viel Mühe ausrechnen. Wieviel sind z. B.

	5 Rthlr.	12 Gr.	8 Pf.
und	3 –	14 –	7 – ?
	9 Rthlr.	3 Gr.	3 Pf.

Ist alles gehörig unter einander geschrieben, so spricht man: 7 Pf. und 8 dazu sind 15 Pfennige, d. i. 1 Gr. und 3 Pf.; die 3 Pf. werden hingeschrieben, und der 1 Gr. mit zu den folgenden gezählt. Hier bekomt man 27 Gr., welche 1 Rthaler und 3 Gr. ausmachen. Die 3 Gr. werden hingeschrieben und der 1 Thaler wird zu den folgenden Thalern gezählt; und so bekomt man die Summe von 9 Rthlr. 3 Gr. 3 Pf.

Auf ähnliche Art macht man es auch bei andern Exempeln.

Aufgaben:

Wenn eine Woche 168 Stunden hat, wieviel Stunden haben dann 4 Wochen?

Wenn ein Jahr 365 Tage hat, wieviel Tage haben alsdann 4 Jahre?

Wenn

Wenn in einem Obstgarten 836 Bäume stehn, wieviel stehn alsdann in 4 eben so bepflanzten Gärten von gleicher Grösse?

Zur Auflösung dieser Aufgaben müssen die Zahlen folgendermassen geschrieben werden:

168 Stunden.	365 Tage.	836 Bäume.
168 —	365 —	836 —
168 —	365 —	836 —
168 —	365 —	836 —

Ferner: Wenn jemand 3 Rthlr. 16 Gr. 4 Pf. einnimt, desgleichen 4 Rthlr. 2 Gr. 9 Pf., und noch einmal 8 Rthlr. 20 Gr. 8 Pf., wie viel hat er dann zusammen eingenommen?

Wenn ein Bäkker 2 Wispel 16 Schfl. 3 Vrt. 2 Mzn. Korn kauft, und dazu noch 1 Wispel 8 Schfl. 2 Vrt. 2 Mzn., wieviel Korn hat er alsdann gekauft?

Wer von euch kann diese Exempel richtig ausrechnen? *)

Sub=

*) Wenn man den Kindern an einigen solchen, ihrer Fassungskraft angemeßnen Exempeln, die Behandlung derselben an der gemeinschaftlichen Schultafel deutlich genug zeigt, so lernen sie dieselben bald selbst ausrechnen.

Subtrahiren oder abziehen.

Subtrahiren kann man nur da, wo man eine Zahl entweder von einer gleich grossen, oder einer noch grössern abziehen soll. Wer z. B. 4 Groschen hat, der kann wohl 1, 2, oder 3 Gr. davon ausgeben; ja er kann sie auch alle 4 ausgeben: aber wenn man nur 4 Gr. hätte und 6 Gr. ausgeben solte, das ginge nicht.

Wenn man 2 von 8 subtrahiren soll, so schreibt man diese Zahlen auf nebenstehende Art, und spricht: 2 von 8 bleiben 6. Diese 6, welche man unter den Strich setzt, ist das, was übrig bleibt, oder der **Rest**.

$$\begin{array}{r} 8 \\ 2 \\ \hline 6 \end{array}$$

Soll man 12 von 36 abziehen, so geschieht das auf folgende Art: man setzt die Zahlen gehörig untereinander, und spricht dann: 2 von 6 bleiben 4, und 1 von 3 bleiben 2; es ist also 24 der Rest.

$$\begin{array}{r} 36 \\ 12 \\ \hline 24 \end{array}$$

Sollen 32 von 36 abgezogen werden, so spricht man: 2 von 6 bleiben 4, und 3 von 3 bleibt nichts. Es ist aber nicht nöthig, eine 0 hinzuschreiben, weil sie der 4 zur Linken gar nichts bedeutet.

$$\begin{array}{r} 36 \\ 32 \\ \hline 4 \end{array}$$

Soll man 18 von 34 abziehen: so kann man nicht sagen: 8 von 4 . . ., weil 8 mehr ist als 4. Man borgt daher einen Zehner bei den 3 Zehnern, welches mit einem Punkt neben der 3 bemerkt wird. Nun hat man 10, und kann also sagen: 8 von 10 bleiben 2, und dazu noch die obenstehende 4, sind 6. Diese 6 wird hingeschrieben. Aber nun bedeutet die obige 3 nicht mehr drei Zehner, sondern nur noch zwei, weil man einen Zehner von ihr geborgt hat; man fährt also fort: 1 von 2 bleibt 1. Der ganze Rest ist also 16.

3.4
1 8
1 6

Soll man von jeder der folgenden Zahlen 1 abziehen

	1.00	2.00	2.000
	1	1	1
so bleibt übrig	99.	199.	1999.

Man muß also, wenn in der obern Zahlenreihe eine oder mehr Nullen vorkommen, bei der zunächst folgenden Zifer borgen; dadurch wird diese um 1 kleiner, die Nullen werden in lauter Neunen verwandelt, und die lezte Zahl wird um zehn grösser; und alsdann kann man abziehen.

Es soll z. B. von 2004 abgezogen werden 216; so kann man 6 von 4 nicht abziehen; man borgt also bei der 2 (welches man bei den Nullen ebenfalls mit Punkten bemerkt), und nun spricht man 6 von 14 bleiben 8; 1 von 9 bleiben 8; 2 von 9 bleiben 7, und die obige (vorher 2, jezt aber nur) 1 bleibt 1. Der Rest ist also 1788.

2.0.0.4
2 1 6
1 7 8 8

Wenn jemand 8 Rthlr. 10 Gr. 8 Pf. hat, und davon ausgibt 3 Rthlr. 6 Gr. 5 Pf., wieviel behält er noch übrig? — Man setze die Zahlen gehörig unter einander, und ziehe dann, wie bei den vorigen Aufgaben, auf folgende Art ab:

8 Rthlr.	10 Gr.	8 Pf.
3 –	6 –	5
5 Rthlr.	4 Gr.	3 Pf.

5 Pf. von 8 bleiben 3; 6 Gr. von 10 bleiben 4; und 3 Rthlr. von 8 bleiben 5. Der Rest ist also 5 Rthlr. 4 gr. 3 Pf.

Wenn ein Gärtner von 3 Schock und 2 Mandel Obstbäumen verkauft 1 Schock und 12 Stück: wieviel hat er alsdann noch übrig? – Nachdem das Exempel gehörig angesetzt ist, subtrahirt man auf folgende Weise:

3 Sch.

3 Schck.	2 Mdl. (15)		
1 –	– –	12 St.	
2 Schck.	1 Mdl.	3 St.	

Um die 12 Stück abziehen zu können, borgt man (bei den obigen 2 Mdl.) 1 Mandel, welches 15 Stück sind, (die man allenfalls mit kleinen Zifern bemerkt) und spricht dann: 12 St. von 15 bleiben 3 Stück; von den 2 Mdl. ist noch 1 vorhanden; und 1 Schck. von 3 läßt 2 Schck. übrig. Der Rest ist also 2 Schck. 1 Mdl. und 3 St. Auf eben die Art borgt man in ähnlichen Fällen. Z. B. Es sollen von 7 Rthlr. abgezogen werden 7 Gr. 6 Pf. — Wie wird man das machen? – Recht, man borgt einen Thaler; dieser hat 24 Gr., von welchen man dann wieder einen borgt, um die Pfennige abzuziehen.

2 Rthlr. (24).		
– –	7	6
1 Rthlr.	16 Gr.	6 Pf.

Will man wissen, ob man richtig subtrahirt habe, so darf man nur die beiden untern Reihen Zahlen zusammenaddiren, so muß die obere Zahl wieder herauskommen. Denn z. B.

von	8 Rthlr.	12 Gr.	10 Pf.	
abgezogen	3 –	10 –	6 –	}
bleibt Rest	5 –	2 –	4 –	
	8 Rthlr.	12 Gr.	10 Pf.	

addirt man nun die beiden untern Reihen, so komt die obere Zahl wieder heraus. Ein Gleiches kann man bei allen vorigen und ähnlichen Exempeln versuchen.

Aufgaben:

Wenn jemand 3 Rthl. 9 Gr. hat, und davon ausgibt 1 Rthlr. 16 Gr. 6 Pf.: wieviel behält er noch übrig?

Wie subtrahirt man von 2 Thalern – einen Pfennig?

Wenn ein Bäkker von 3 Wspl. 16 Schfl. Korn verbraucht hat 1 Wspl. 12 Schfl. 2 Vrt. und 2 Mzn. — wieviel Korn hat er alsdann noch vorräthig.

Ein Tischler hat von 6 Schock 3 Mdl. und 10 Stück. Dielen verarbeitet 2 Schck. 3 Mdl. und 12 Stück: wieviel Dielen hat er nun noch?

Karl hatte 4 Schock 2 Mdl. und 8 Stück Aepfel; davon hatte er 18 Aefel verschenkt, 20 hatte er nachgerade selbst gegessen, und ein halbes Duzend waren ihm verfault: wieviel Aepfel hatte er nun noch?

Multipliciren.

oder vervielfältigen.

Wenn man die Zahl 4 mit 3 multipliciren soll, so heißt das: man soll die 4 **dreimal** nehmen.

Dies kann nun zwar so geschehen, wie es beim Addiren gelehrt ist; und man bekomt alsdann die Zahl 12.

4
4
4
12

Und wenn man 21 mit 4 multipliciren soll, so kann man dies auf die nämliche Art machen: und 84 ist die Zahl, welche herauskomt.

21
21
21
21
84.

Aber man kann sich die Arbeit auch um Vieles abkürzen und erleichtern, wenn man das zu Ende dieses Buchs befindliche Einmaleins recht fertig im Gedächtniß hat. Denn alsdann setzt man z. B. bei den vorigen Aufgaben nur die Zahlen unter einander, wie folget, und spricht:

3 mal 4 ist 12.	1 mal 4 ist 4, und 2 mal 4 ist 8.
4	21
3	4
12.	84.

Bei dem ersten Exempel kommt also, wie vorher, 12, und bei dem zweiten 84 heraus; diese beiden Zahlen heissen die **Produkte.**

Sollen aber z. B. 236 Rthlr. mit 25 multiplicirt werden, so spricht man: 5 mal 6 ist 30, (wovon man die Null hinschreibt, die 3 aber, als 3 Zehner, im Sinn behält, um sie mit zu den folgenden Zehnern zu zählen;) 5 mal 3 ist 15, und (die im Sinn behaltne) 3 ist 18, (wovon man wieder nur die 8 hinschreibt, die 1 aber, als 1 hundert, im Sinn behält, um sie mit zu den folgenden Hunderten zu zählen;) — 5 mal 2 ist 10, und (die im Sinn behaltne) 1 ist 11. Diese 11 wird, da in der Reihe keine Zahl mehr folgt, ganz hingeschrieben. Eben so wird nun auch mit der 2 (von 25) multiplicirt; weil aber diese 2 **Zehner** bedeutet: so muß man auch das, was herauskomt, auf die Stelle der Zehner, gerade unter der 2, zu schreiben anfangen. — Zulezt addirt man die beiden auf diese Art entstandnen Zahlen zusammen, und erhält das Produkt 5900 Rthlr.

```
 236 R.
  25
----
1180
472
----
5900 R.
```

Wenn 236 durch 304 multiplicirt werden soll, so multiplicirt man zuerst mit der 4 wie gewöhnlich, übergeht alsdann die 0, weil man damit nicht multipliciren kann, und multiplicirt zulezt mit der 3; wobei nur dies zu bemerken ist, daß man die durch 3 multiplicirte Zahl auch unter

```
  236
  304
-----
  944
708
-----
71744
```

unter die 3, und nicht unter die 0, unterzuschreiben anfängt. Hierauf addirt man, wie vorher.

Kommen am Ende der Zahl, womit multiplicirt werden soll, eine oder mehr Nullen vor, so rückt man beim Ansetzen des Exempels die Nullen hinaus, multiplicirt dann mit den übrigen Zahlen wie gewöhnlich, und setzt dem Produkt zulezt die Nullen hinzu, z. B.

8	216
50	200
400.	43,200.

Soll man die Zahl 4 mit 10 multipliciren, so darf man ihr nur die Null der 10 hinzusetzen, dann heißt sie 40; soll man die 4 mit 100 multipliciren, so darf man ihr nur 2 Nullen hinzusetzen, dann heißt sie 400.

Wenn ich wissen will, wieviel 3 Rthlr. Groschen sind: so muß ich die 3 mit 24 multipliciren. — Will ich wissen, wieviel 4 Rthlr. 8 Gr. einzelne Groschen sind: so multiplicire ich die 4 mit 24, und addire die 8 Gr. hinzu.

4	
24	(mult.)
96	(add.)
8	
104	

 Wenn

Wenn ich wissen will, wieviel 3 Schock, 3 Mandel und 7 Aepfel einzelne Aepfel sind: so multiplicire ich die 3 mit 4, und addire 3 Mdl. hinzu; das giebt 15 Mdl. Diese muß ich nun mit 15 multipliciren, und die 7 Aepfel dazu addiren: alsdann bekomme ich 232 als die verlangte Zahl der Aepfel.

```
  3
  4 (mult.)
 ---
 12
  3 (add.)
 ---
 15
 15 (mult.)
 ---
 75
15
 ---
225
  7 (add.)
 ---
232.
```

Aufgaben.

Nun denkt einmal nach, wie folgende Aufgaben auszurechnen sind:

Wieviel sind 5 Schock, 2 Mdl. 10 Federn einzelne Federn?

Wieviel Groschen kommen heraus, wenn man 5 Rthlr. 12 Gr. achtmal nimt?

Ein Wispl. 10 Schfl. 6 Mzn. Roggen, — wieviel Metzen sind das?

Wieviel Loth enthält 1 Centner von 110 Pfunden, wenn 1 Pf. 32 Loth hat?

Wieviel Loth enthalten 6 Stein, wenn 1 St. 22 Pf. hat?

Wieviel Stunden hat eine Woche?

Und wieviel Stunden hat ein Jahr von 365 Tagen?

August feierte vorgestern seinen 12ten Geburtstag; wieviel Wochen — Tage — Stunden hat August nun schon gelebt?

Dividiren
oder theilen.

Wenn 8 Groschen unter 2 Personen zu gleichen Theilen vertheilt werden sollen, so bekomt jede Person 4 Gr. Es sind also die 4 Groschen in 8 Gr. 2 mal enthalten. Will man dies auf Papier oder eine Tafel schreiben, so kommt es so zu stehen:

```
4 in 8 | 2 mal,
     8 |
     —
     0
```

und man spricht oder denkt dabei: 4 in 8 (ist enthalten) 2 mal; darauf multiplicirt man die 4 mit der 2, setzt das Produkt unter die 8, und zieht es

von

von derselben ab, um zu sehen, ob noch etwas übrig bleibt, oder ob es grade aufgeht, wie hier.

Die Zahl 4, womit man theilen soll, heißt der **Divisor**; die Zahl 8, welche getheilt werden soll, heißt der **Dividend**; und die Zahl 2, welche anzeigt, wieviel mal die 4 in der 8 enthalten ist, heißt der **Quotient**.

Wer das Ein mal Eins fertig auswendig weiß, dem wird es nicht schwer werden, das Dividiren zu lernen. Wie wird man z. B. 3 in 18, und 6 in 48 dividiren? Auf folgende Art:

3 in 18 | 6 mal.   6 in 48 | 8 mal.
18   48
—   —
0   0

Wie wird man aber 4 in 64 dividiren? Auf ähnliche Weise. Man sagt nämlich:

4 in 6 (nicht in 64, weil die 6 allein schon mehr ist als 4) ist enthalten 1 mal; 1 mal 4 ist 4, und diese von der 6 abgezogen — läßt 2 übrig. Nun rückt man die obenstehende 4 herunter, und fährt fort; 4 in 24 ist enthalten 6 mal; 6 mal 4 ist 24, und diese von den darüber stehenden 24 abgezogen — läßt nichts übrig. Es ist also 4 in 64 enthalten 16 mal.

4 in 64 | 16 m.
4 :
— :
24
24
—
0

Wenn

Wenn man 1032 durch 5 dividiren soll, so spricht man: 5 in 10 ist enthalten 2 mal; 2 mal 5 ist 10, diese von 10 abgezogen — geht auf. Nun wird die 3 herunter gerückt, und man fährt fort 5 in 3 — ist enthalten kein (oder 0) mal; es wird also in dem Quotienten eine 0 gesetzt: und 5 mal 0, (d. i. Nichts) von der 3 abgezogen — läßt die ganze 3 übrig. Zu dieser wird die obere 2 herunter gerückt; und nun heißt es: 5 in 32, 6 mal, und 5 mal 6 ist 30, welche, von 32 abgezogen, noch 2 als Rest lassen.

```
5 in 1032 | 206 m.
     10..
     ——..
      3.
      0.
     ——.
      32
      30
      ——
       2 Rest.
```

Zuweilen besteht der Divisor aus 2, oder auch wohl aus mehr Zifern. Alsdann muß man vor allen Dingen die Zifern des Divisors mit den ersten Zifern des Dividends vergleichen, um zu sehen, welche von beiden grösser sind, — damit man nur den Anfang des Dividirens recht mache; alles Uebrige geht dann, wie bei den vorigen Exempeln.

Es sollen z. B. 12460 Groschen durch 24 zu Rthlr. gemacht (d. i. durch 24 dividirt) werden. — Ferner sollen 40386 Pfund durch 110 zu

Ctn.

Ctn. gemacht werden. – Diese Exempel werden auf folgende Art dividirt:

```
24 in 12460 | 519 R.      110 in 40386 | 367 Ct.
      120                        330
      ---                        ---
       46                         738
       24                         660
       ---                        ---
       220                         786
       216                         770
       ---                         ---
         4 Gr.                      16 Pf.
```

Auf ähnliche Weise dividirt man mit 4 und mehr Zifern.

Wenn man den Quotienten und den Divisor multiplicirt, so muß (wofern man recht gerechnet hat) der Dividend wieder herauskommen. Ist beim Dividiren ein Rest übrig geblieben, so muß dieser, nach der Multiplikation des Divisors mit dem Quotienten, noch dazu addirt werden. Dies ist also die Probe beim Dividiren, ob man recht gerechnet habe, oder nicht? Und diese Probe könnt ihr einmal bei allen vorhergehenden Exempeln anstellen.

Vermischte Aufgaben. *)

Wieviel enthalten 2 Groschen – Pfennige? – Recht; 24 Pf. Aber 3 Groschen? – Recht; 36 Pf.

Wieviel sind nun 27 Pf. – Groschen und Pf? — Recht; 2 Gr. 3 Pf. — Aber 40 Pf.? — Recht; 3 Gr. 4 Pf.

Wieviel enthalten 2 Thaler — Groschen? — Und wieviel 3 Rthlr?

Wieviel sind aber 30 Groschen — Thlr. und Gr? — Und wieviel sind 50 Groschen — Thlr. und Gr.?

Aehnliche Fragen kann man auch auf die jedes Orts gewöhnlichen Maasse und Gewichte anwenden.

Wieviel kosten 3 ℔ Zukker, wenn 1 ℔ 6 Gr. kostet? — Ein Schfl. Roggen kostet 1 Rthlr. 2 Gr.; wieviel wird man für 6 Schfl. geben müssen.

Was kosten 4 und ein halbes Schock Aepfel, wenn 1 Schck. 4 Gr. kostet?

Was

*) Die leichtern von diesen und ähnlichen Aufgaben kann man die Lernenden aus dem Kopf (wie man sagt) beantworten lassen. Je mehr sie darin geübt sind, desto besser bei vorkommenden Fällen des gemeinen Lebens.

Was muß man für ein Rieß Papier (oder 20 Buch) geben, wenn das Buch 2 Gr. kostet?

Wie erfährt man: wieviel 3680 Pfennige — Rthlr. Gr. und Pf. ausmachen? — Man dividirt die Pfennige mit 12, und was heraus-komt, mit 24.

Wieviel Wspl. Schfl. und Mzn. erhält man von 6480 Metzen? — Man dividire dieselben mit 16, und was herauskomt, mit 24.

Wieviel Ctn. Pf. und Loth bekomt man von 8436 Lothen? — Man dividire die Lothe mit 32, und was herauskomt, mit 110.

Wieviel Schck. und Mdl. geben 7648 einzelne Stück? — Man dividire dieselben durch 15, und was heraus komt, durch 4.

So kann man also durch die Division aus klei-nern Dingen immer grössere zusammensetzen, wenn man nur weiß, wieviel kleinere auf ein grösseres gehn?

Aber wie berechnet man, wieviel herauskomt, wenn

3 Rthlr. 8 Gr. 6 Pf. — mit 8
4 ℔ 18 Loth — mit 12
3 Schck. 3 Mdl. 10 St. — mit 9
3 Wsp. 10 Schfl. 8 Mzn. — mit 10

multiplicirt werden sollen?

X.

X.

Sittenregeln für Kinder.

Es ist ein Fehler, wenn Kinder so unvorsichtig sind, daß sie bald hier etwas umstossen, bald dort etwas beschmuzen oder zerbrechen.

Kinder dürfen nicht überall mitsprechen, wenn erwachsne und verständige Leute reden.

Es ist unartig, wenn ein Kind immer auf seinem Kopfe besteht, und in allem seinen Willen haben will.

Wenn Kinder andre gern angeben, und sich freuen, wenn diese Verdruß davon haben, das verräth ein schadenfrohes Herz.

Ein Kind muß nicht alles, was auf dem Tische steht, anfassen und benaschen; dadurch lernt es leicht stehlen.

Wie unanständig ist es, wenn Kinder nicht alles essen wollen, was vorkomt und gesunde Kost ist!

Es ist ein Hauptfehler, wenn Kinder ohne Erlaubniß und Vorwissen der Eltern mit andern weglaufen.

Aus Weichlichkeit und Furchtsamkeit wollen manche Kinder nicht in der Kälte und allein schlafen.

Es ist höchst ungezogen, wenn die grössern Kinder die kleinern schlagen, oder ihnen Unrecht thun.

Es ist ein sündlicher Fehler, wenn Kinder alte oder einfältige Leute verspotten; oder lahme, blinde, taube Leute vexiren, und über ihr Elend lachen.

Ein Kind, das der Mutter nicht eben so gehorsam ist, als dem Vater, ist kein gutes Kind.

Ein Kind muß nicht verlangen, daß sich die Eltern beständig mit ihm abgeben sollen; sondern es muß auch öfters für sich selbst spielen, wenn es nichts anders zu thun hat.

Wenn ein Kind alles besser wissen will, als andre, das ist naseweis.

Sehr unartig ist es, wenn ein Kind nicht aufs erste Wort gehorsam ist, sondern sich eine Sache mehrmal sagen läßt.

Es ist ein sehr grosser Fehler, wenn Kinder nicht anders als durch Schaden — klug, oder durch Schläge — artig werden wollen.

Kinder sollen nicht über Kleinigkeiten auffahren, schreien und grossen Lärm machen.

Es ist grobe Ungezogenheit, wenn Kinder Leute um ihres Standes oder ihrer Profession willen verachten.

Nur

Nur unverständige Kinder pflegen mit dem Stande ihrer Eltern, oder mit ihren schönen Kleidern zu prahlen.

* * * * * * * * *

Diese Sittenregeln gleichen einem Spiegel. Beschauet euch fleissig in demselben, lieben Kinder; und wenn ihr euer Bild darin erkennt, so schämet euch und sucht euch zu bessern.

Aber wohl euch! wenn ihr viel von dem Guten an euch habt, das artige Kinder lieben und thun.

Gute Kinder thun alles, wovon sie wissen, daß es ihren Eltern und Lehrern angenehm ist, ohne zu warten, bis es ihnen befohlen wird.

Sie hören Ermahnungen mit Bescheidenheit an, und widersprechen nicht.

Sie lieben die Reinlichkeit, und hüten sich ihre Kleider zu beflekken oder zu verderben.

Sie vertragen sich mit ihren Geschwistern und andern Kindern, und geben keine Gelegenheit zum Zank.

Sie sind aufrichtig, und reden immer die Wahrheit, besonders wenn sie von ihren Eltern und Vorgesetzten darum befragt werden.

Sie sind dankbar gegen die, welche ihnen Gutes thun; und beweisen ihre Dankbarkeit durch ihr Verhalten.

In der Schule betragen sie sich sittsam und still, merken auf alles, was der Lehrer sagt, und lernen willig und fleissig, was ihnen aufgegeben ist.

Auf der Strasse gehen sie anständig ihren Gang fort, ohne wildes Geschrei und Lärmen, und ohne mit andern Kindern sich zu zanken oder zu schlagen.

Sie sind höflich gegen jedermann, und beweisen besonders ihren Eltern und Vorgesetzten die schuldige Achtung.

Wenn sie einem andern Gefälligkeiten erweisen können, so thun sie es, ohne sich lange bitten zu lassen.

Trägheit und Faulheit fliehen sie; denn sie wissen, daß ein träger Mensch sich und andern zur Last ist.

* * *

Nun denket nach, ob und wie weit ihr solchen guten Kindern ähnlich seid, und freuet euch, wenn ihr findet, daß ihr dieses Gute schon lange ausübet.

XI.

Sprüche und Lieder zum Auswendiglernen.

Sprüche.

1. Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wirds zulezt wohlgehen. Ps. 37. v. 37.

2. Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist mein Gott; dein guter Geist führe mich auf ebner Bahn. Ps. 143. v. 10.

3. Nim an die Weisheit, denn sie ist besser, als Gold; und Verstand haben ist edler, denn Silber. Spr. Sal. 16, 16.

4. Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Denn des Vaters Seegen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reisset sie nieder. Sirach 3. v. 9-11.

5. Arbeit macht das Leben süß,
Macht es nie zur Last;
Der nur hat Bekümmerniß,
Wer die Arbeit haßt.

6. Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. Halte dich vom Unrecht, so trift dich nicht Unglück. Sir. 7. v. 1. 2.

7. Ist nicht jeder Augenblick
Mit ein Theil zu meinem Glück?
Werd' ich mich im Alter freun,
Wenn ich jung will müssig sein?

8. Die Lügen ist ein häßlicher Schandfleck an einem Menschen, und ist gemein bei ungezognen Leuten. Ein Dieb ist nicht so böse, als ein Mensch, der sich zu lügen gewöhnet; aber zulezt kommen sie beide an den Galgen. Sir. 20. v. 26. 27.

9. Laß mich alle Falschheit meiden
Und ein Feind der Lügen sein:
Meinen Nächsten nicht beneiden,
Noch mich seines Falles freun.
Gib, daß ich die Wahrheit liebe,
Und in Redlichkeit mich übe.

10. Mein Kind, prüfe was deinem Leibe gesund ist; und was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht. Sir. 37. v. 30.

11. O Gott, von dem wir alles haben,
Die Welt ist ein sehr grosses Haus;
Und Du theilst täglich Deine Gaben,
Recht wie ein Vater drinnen aus.

Dein

Dein Segen macht uns alle reich;
O guter Gott! wer ist Dir gleich?

12. Das ist mein Glück, was Du mich lehrst. —
Das sei mein Glück, daß ich zuerst
Nach Deinem Reiche tracht', und treu
In allen meinen Pflichten sei.

13. Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot. Tob. 4. v. 6.

14. Nach Deinem Rath, o Gott', sind wir
Bestimmt zum Fleiß auf Erden;
Du willst es, daß wir alle hier
Einander nützlich werden.
Gib mir Verstand und Lust und Kraft,
Geschickt, treu und gewissenhaft
Zu thun, was mir gebühret.

15. Es ist ein grosser Gewinn, wer gottselig ist, und lässet sich genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht; darum offenbar ist, wir werden auch nichts mit hinaus nehmen: Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen. 1 Timoth. 6. v. 6-8.

16. Weil ich jung bin, soll mein Fleiß
Eifrig sich bestreben,
Daß ich einst mög' als ein Greis
Recht zufrieden leben.

17. Gewöhne deinen Mund nicht zum Schwören und Gottes Namen zu führen. Wer oft schwöret, der sündiget oft, und die Strafe wird von seinem Hause nicht bleiben. Sir. 23, 9. u. 12.

18. Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demüthig sein vor deinem Gott. Micha 6, v. 8.

19. Wer gern mit aller seiner Kraft
In guter Absicht Gutes schafft,
Hat hier viel frohe Tage.
Weit leichter wird dem sein Geschäft,
Der mässig ißt und trinkt und schläft;
Er spart sich Schmerz und Klage.

20. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat. Ps. 103, v. 1. 2.

21. Morgen, Morgen! nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! — heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen!
Morgen diesen Fehler lassen!
Morgen dies und jenes thun!

22. Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von gan-

zem Gemüthe; dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andre aber ist dem gleich: Du solst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Matth. 22, v. 37. 38. 39.

23. Mich übereile keine That,
Die ich einst muß bereuen;
O! wer ein gut Gewissen hat,
Kann jeden Tag sich freuen.

24. Lieben Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehler übereilt würde; so helfet ihm wieder zu recht mit sanftmüthigem Geist. Und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versuchet werdest. Gal. 6, v. 1.

25. Ein Kind, das nicht auf Warnung hört,
Und nur durch Schaden wird belehrt,
Das Schmerz vom Bösen nur abhält:
Das ist kein Kind, das uns gefält.

26. Ihr Kinder seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn; denn das ist billig. Ehre Vater und Mutter! das ist das erste Gebot, das Verheissung hat. Ephes. 6, v. 1. 2.

27. Herzlich loben will ich den,
Der mir gab gesunde Glieder;
Auf Gebrechen meiner Brüder
Will ich voller Mitleid sehn.

28. Freue dich Jüngling in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge sein. Thue was dein Herz gelüstet; — aber wisse, daß dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen. Pred. Sal. 11, v. 9.

29. Die Freuden, die man übertreibt,
Die Freuden werden Schmerzen.
Wer auf der Mittelstrasse bleibt,
Spart Leiden seinem Herzen.

30. Weiter, lieben Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet: ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach. Phil. 4, 8.

Lieder.

Bitten.

Gott, Deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst uns beizustehen:
Bist mächtig, väterlich gesinnt;
Vernim mein Flehn, hör' mich, Dein Kind!
Denn ich will vor Dir beten.

Ich bitte nicht um Ueberfluß
Noch Schätze dieser Erden;

Laß mir, so viel ich haben muß,
Nach Deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand;
Dich, Gott! und den, den Du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren.
Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren!
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht;
Der Ruhm vor Deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt ich Dich, mein Herr und Gott,
Auch nicht um langes Leben;
Im Glükke Demuth, Muth in Noth,
Das wollest Du mir geben.
In Deiner Hand steht meine Zeit,
Laß Du mich nur Barmherzigkeit
Vor Dir im Tode finden.

Arbeitsamkeit.

Kinder, geht zur Biene hin,
Seht die kleine Künstlerin,
Wie sie emsig sich bemüht
Und aus allem Honig zieht.
Unverdrossen träget sie

Ihres kurzen Lebens Müh;
Ist geschäftig spät und früh.

Und ich solte mässig sein?
Nein! ich will — schon jung und klein —
Arbeitsamer sein, als sie,
Da mir Gott Verstand verlieh.
Meines Lebens schönste Zeit
Sei in muntrer Emsigkeit
Gott und meinem Glück geweiht.

Nicht zu träger Weichlichkeit
Gab mein Schöpfer mir die Zeit.
Ich empfing aus seiner Hand
Leben, Kräfte und Verstand.
Nun, ich nütze sie durch Fleiß
Auch zu meines Schöpfers Preis,
Jezt als Kind, und einst als Greis.

Freude.

Frölich, frölich will ich sein,
Weil ich leb auf Erden.
Jeder Gute darf sich freun,
Darf nicht traurig werden.
Tugend, Weisheit und Verstand
Sind der Freude ja verwandt;
Unmuth folgt der Trägheit gern,
Fleiß und Arbeit hält ihn fern.

Warum soll ich meine Zeit
Finstrer Schwermuth geben?
Weise — weise Fröhlichkeit
Nährt und stärkt das Leben.
Frölich sei ich Lebenslang,
Frölich töne mein Gesang;
Jeder Tag sei mir ein Fest.
Den mein Gott mich leben läßt.

Das Gewissen

Jeder trägt mit sich umher
Einen Spiegel, worin er
Hell und deutlich sieht und lies't,
Wie sein Thun beschaffen ist.

Jede gute That, die ihr,
Kinder! thut, die freut euch hier;
Euer Herz erkennet sie;
Dieser Lohn entgeht euch nie.

Aber Thorheit, oder Fehl
Zeigt sich hier nicht minder hell:
Bindet euch die Augen zu,
Dennoch habt ihr keine Ruh.

Süß ist des Gewissens Lohn,
Ist des Himmels Vorschmack schon:

Fried' und Freud' in eigner Brust —
O was gleichet dieser Lust!

Scheuet des Gewissens Macht,
Lieben Kinder! Tag und Nacht.
Gott ists, der es in euch schuf;
Seid gehorsam seinem Ruf.

Gebrauch der Zeit.

O Gott, mein irdisch Leben,
Das du mir selbst gegeben,
Welch unschätzbares Gut!
Du gabst es mir auf Erden,
Zum Himmel reif zu werden!
Wie viel ists, das auf ihm beruht!

Hier wird die Saat gestreuet,
Dort, wenn sie wohl gedeihet,
Wird reich die Erndte sein.
Je länger ich hier lebe,
Hier gut zu handeln strebe,
Je grösser wird die Erndte sein.

Was nützt ein langes Leben
Dem, der nicht Gott ergeben,
Nach wahrer Tugend strebt?
Wer ihn von Herzen liebet,

Der Menschheit Pflichten übet,
Nur der hat lang und wohl gelebt.

Der Frühling.

Lobt Gott, der uns den Frühling schafft,
Gott der den Erdkreis schmüket
Lobt, Menschen! seine Lieb' und Kraft
Der, was er schuf, beglükket!
Der Herr erschafft; der Herr erhält;
Er liebt und segnet seine Welt:
Lobsinget ihm, Geschöpfe!

Das Land, das erst erstorben lag,
Erwacht und lebt nun wieder.
Es strömet jeden neuen Tag
Sein Segen neu hernieder.
Der Wurm der in dem Staube lebt,
Der Vogel der in Lüften schwebt,
Erfreut sich seines Lebens.

Der Erde Antlitz ist verjüngt;
Erheitert glänzt der Himmel.
Gebürg' und Thal und Wald erklingt
Vom freudigen Getümmel.
Und voll Erbarmen schaut herab,
Der allen Dingen Daseyn gab,
Auf seiner Schöpfung Werke.

Lobsinget ihm, er ist uns nah.
Singt, alle seine Heere!
Der Herr ist allenthalben da,
Im Himmel, Erd' und Meere.
Ich preise Dich, ich singe Dir;
Denn Du bist, wo ich bin, bei mir
Mit Allmacht und mit Liebe.

Der Sommer.

Ihr Menschen, Brüder! weilt erfreut
In dieser Pracht der Sommerzeit
Bei Gottes reichen Gaben!
Schaut an der vollen Felder Zier!
Viel Speis und Freude werden wir
Von ihren Früchten haben.

Die Saat, wie wächst sie mit Gewalt!
Das frohe Landvolk, jung und alt,
Es schätzt den nahen Seegen!
Die Menschen pflanzten; wer begoß?
Aus Deiner Güte, Vater, floß
Der Sonnenschein und Regen.

Der Sonn' und Erde rege Kraft
Erzeugt der Trauben starken Saft
An einem schwachen Reise!
So nützt, durch Weisheit früh gestärkt

Das Kind, von wenigen bemerkt,
Dereinst im grössern Kreise.
Allmächtiger und Weisester!
Wie gütig zeigest Du dich, Herr!
Uns schon in diesem Leben?
Was wirst Du einst für Seligkeit
Dem Geist, der Deiner sich erfreut,
In Deinem Himmel geben?

Der Herbst.

Sehr reich und mild ist unser Gott!
Lobsingt, lobsingt dem Herrn!
Er giebt uns unser täglich Brodt,
Und mehr noch, und so gern!
Macht eure Tenn' und Scheuren voll! —
Der Herr, an Huld so reich,
Der Herr that euren Vätern wohl,
Nun segnet er auch euch!
Der Güte Quell versieget nie,
Und fließt von Jahr zu Jahr;
Sie bleibt so reich und groß, als sie
Seit ihrer Schöpfung war.
Genießt mit froher Dankbarkeit
Den Segen eures Herrn;
Und wenn ihr seiner Huld euch freut:
So gebt, wie er, auch gern!

Erndtelied.

Lobt den Herrn, des heilig: Werde!
Immerdar noch Wunder schafft!
Er giebt jedes Jahr der Erde
Neue Schönheit, neue Kraft!
  Lobt den Herrn! Der Felder Segen,
Den wir sammelten, ist Sein!
Seine Wolken gaben Regen,
Seine Sonne milden Schein!
  Lobt den Herrn — durch frohe Lieder;
Mehr durch Lieb' und Gutesthun!
Wer die Menschen liebt als Brüder,
Wird im Grab' einst sanfter ruhn!

Der Winter.

Du Gott und Vater aller Welt,
Du herrschest, wie es Dir gefält;
Doch theilest Du die Jahreszeit
Mit weiser Unpartheiligkeit!
  Der nahen Sonne Glanz und Kraft
Hat uns nun Freud' und Brodt verschafft!
Nun kehrt sie andern Brüdern zu;
So weis' und gnädig herrschest Du!
  Zwar flieht uns jezt die Sommerlust;
Dafür erfreust Du unsre Brust
Mit dieses Jahres Frucht und Wein!
Gib, daß wir froh und mässig sein!

Nun scheint erstorben die Natur!
Und dennoch, Schöpfer, schläft sie nur;
Empfängt zum neuen Leben Kraft,
Und saugt zu künftgen Früchten Saft.
Auch unsers Lebens trübe Zeit
Bereitet uns zur Ewigkeit.
Durch Alles, was uns übel deucht,
Wird doch ein guter Zweck erreicht.

Wintergedanken.

Wohl mir bei dieser rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben;
Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
Und Speis' und Trank erfreun mein Leben:
Auf weichen Betten schließt die Ruh
Mein Aug' in süssem Schlummer zu.
Doch weh dem Armen, der anjezt
Im Stillen seine Noth beklaget;
Den weder Kleid noch Dach beschützt,
Der dreist zu betteln — sich nicht waget;
Den Krankheit hin aufs Lager streckt,
Und keine sanfte Feder deckt.
Und du, du zauderst, träges Herz,
Mit Hülf' ihm liebreich zu zu eilen?
Auf! fühle seinen ganzen Schmerz,
Um mit ihm, was du hast, zu theilen!
Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist.

Neujahrslied.

Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond,
Das Jahr darnach zu theilen.
Er schafft es, daß man sicher wohnt,
Und heißt die Zeiten eilen.
Er ordnet Jahre, Tag und Nacht;
Auf, laßt uns ihm, dem Gott der Macht,
Ruhm, Preis und Dank ertheilen.

Herr, der da ist, und der da war,
Von dankerfüllten Zungen
Sei Dir für das verfloßne Jahr
Ein heilig Lied gesungen;
Für Leben, Wohlfarth, Trost und Rath,
Für Fried' und Ruh, für jede That,
Die uns durch Dich gelungen.

Laß auch dies Jahr gesegnet sein,
Daß Du uns neu gegeben.
Verleih uns Kraft, die Kraft ist Dein,
In Deiner Furcht zu leben.
Du schützest uns, und Du vermehrst
Der Menschen Glück, wenn sie zuerst
Nach Deinem Reiche streben.

Hilf Deinem Volke väterlich
In diesem Jahre wieder.
Erbarme der Verlaßnen Dich,
Und der bedrängten Glieder.
Gieb Glück zu jeder guten That,
Und laß Dich, Gott, mit Heil und Rath
Auf unsern Fürsten nieder;

Daß

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
Auf seinem Stuhle throne;
Daß Tugend und Zufriedenheit
In unserm Lande wohne;
Daß Treu und Liebe bei uns sei;
Dies, lieber Vater, dies verleih
In Christo, Deinem Sohne!

XII.
Anhang.

1. Einmal Eins ist Eins.

2	mal	2	ist	4
2	—	3	—	6
2	—	4	—	8
2	—	5	—	10
2	—	6	—	12
2	—	7	—	14
2	—	8	—	16
2	—	9	—	18
2	—	10	—	20
3	mal	3	ist	9
3	—	4	—	12
3	—	5	—	15
3	—	6	—	18
3	—	7	—	21
3	—	8	—	24
3	—	9	—	27
3	—	10	—	30
4	mal	4	ist	16
4	—	5	—	20
4	—	6	—	24
4	—	7	—	28
4	—	8	—	32
4	—	9	—	36
4	—	10	—	40

5	mal	5	ist	25
5	—	6	—	30
5	—	7	—	35
5	—	8	—	40
5	—	9	—	45
5	—	10	—	50
6	mal	6	ist	36
6	—	7	—	42
6	—	8	—	48
6	—	9	—	54
6	—	10	—	60
7	mal	7	ist	49
7	—	8	—	56
7	—	9	—	63
7	—	10	—	70
8	mal	8	ist	64
8	—	9	—	72
8	—	10	—	80
9	mal	9	ist	81
9	—	10	—	90
10	mal	10	ist	100

10 mal 100 ist 1000.

2. Römische Zifern.

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
XI.	XII.	XX.	XXI.	XXII.	XXX.	XL.	L.	LX.	
11	12	20	21	22	30	40	50	60	
LXX.	LXXX.	XC.	C.	D.	M. oder CIↃ.				
70	80	90	100	500	1000.				

MDCCLXXXVIII bedeutet 1788.

3. Geldsorten.

1 Louisd'or (alter) gilt in Conventionsmünze gewöhnlich — —	5 Rthlr.
1 neuer Louisd'or —	6 Rthlr.
1 Carolin — —	6 Rthlr.
1 Dukaten — —	2 R. 20 gr.
1 Species Thaler (Sächs.)	1 R. 8. gr.
1 Reichsthaler hat —	24 gr.
1 Gülden (Meißnisch.) —	21 gr.
1 Gulden — —	16 gr.
1 Gulden (holländ.) beinah —	13 gr.
1 Gulden (preuß.) —	8 gr.
1 Gulden (pohlnisch.) —	4 gr.
1 Groschen (guter) —	12 Pfennige.
1 Mariengroschen —	8 Pfennige.
1 Kreuzer, (wovon 90 auf 1 R.) etwas über	3 Pfennige.

4. Gewichte.

1 Centner *) hat nach Berggewicht	110 ℔.
1 schwerer Stein hat	22 ℔.
1 leichter Stein hat —	20 ℔.
1 Pfund hat 16 Unzen oder	32 Loth.
1 Pfund nach Apothekergewicht hat	24 Loth.
1 Unze hat —	2 Loth.
1 Loth hat — —	4 Quentl.
1 Quentchen, oder eine Drachme, hat	60 Gran.
1 Scrupel hat —	20 Gran.

5. Dinge, die man zählt.

1 Schock hat 4 Mandel oder —	60 Stück.
1 Mandel hat — —	15 Stück.
1 Stiege hat — —	20 Stück.
1 Duzend hat — —	12 Stück.
1 Decher (Häute oder Leder)	10 Stück.
1 Ballen Papier hat —	10 Rieß.
1 Rieß hat — —	20 Buch.
1 Buch hat 24 Bogen, Druckpapier aber	25 Bogen.

6. Getreidemaaß.

1 Wispel hat 2 Malter oder —	24 Scheffel.
1 Malter hat — —	12 Scheffel.
1 Scheffel hat 4 Viertel, oder	16 Metzen.
1 Viertel hat — —	4 Metzen.
1 Metze hat	4 Viertelmetzen.

7. Wein=

*) Das Gewicht eines Centners wird an verschiednen Orten verschiedentlich gerechnet, von 100 bis 160 Pfund.

7. Weinmaaß.

1 Fuder hat 4 Oxhoft oder	—	—	6 Ohm.
1 Oxhoft hat	—	—	3 Eimer.
1 Ohm hat	—	—	2 Eimer.
1 Eimer hat	—	—	2 Anker.

1 Anker hat 30 Berlin. Maaß oder Quart.
(An andern Orten 36 bis 40 kleinere Maaß.)

1 Maaß hat	—	—	2 Nössel.

Anm. Das Biermaaß ist fast aller Orten verschieden.

8. Längenmaaß.

1 Rheinländ. Ruthe hat 12 gemeine Fuß oder Schuh.

1 — Fuß hat	—	12 Zoll.
1 — Zoll hat	—	12 Strich.
1 Elle (Berlin.) hat	—	25 ½ Zoll.
1 — (Leipzig.) hat	—	22 Zoll.

Eine gemeine deutsche Meile hat beinah 24,000 Fuß. (Ein Mann von gewöhnlicher Grösse kann eine solche Meile in 2 Stunden gehen, und braucht dazu etwa 10,000 Schritte. Geometrische Schritte aber gehn auf eine d. Meile nur 400, indem man auf einen solchen Schritt 6 Fuß rechnet.

Eine kleine deutsche Meile hat nur 20,000 Fuß.
Eine englische Meile ist ungefähr ¼ von einer deutschen.
Eine italienische desgleichen.
Eine französische beinah — ⅔ von einer deutschen.
Eine Seemeile etwas mehr als ⅔ — —
Eine schwedische Meile aber ist beinah 1½ deutsche Meile.

9. Zeiteintheilung.

Ein Jahr hat 12 Monate.
Ein Monat hat 4 Wochen und 2 bis 3 Tage, nämlich

Der Januar	31.		Der Julius	31.	
— Februar*)	28.		— August	31.	
— März	31.	Tage	— Septbr.	30.	Tage
— April	30.	181	— Octbr.	31.	184
— Mai	31.		— Novbr.	30.	181
— Junius	30.		— Decbr.	31	365 T.

Ein Jahr hat also 365 Tage, welche 52 Wochen und 1 Tag ausmachen.

Noch wird das Jahr in 4 Jahrszeiten eingetheilt, nämlich in den Frühling, Sommer, Herbst, und Winter.

Der Frühling fängt gemeiniglich an den 20ten März;
Der Sommer — — — d. 21ten Jun;
Der Herbst — — — d. 23ten Septbr;
Der Winter — — d. 22ten Decembr;

Beim Anfange des Frühlings und des Herbstes sind Tag und Nacht gleich lang; beim Anfange des Sommers aber ist der längste, und beim Anfange des Winters der kürzeste Tag.

Ein Tag (nebst der Nacht) hat 24 Stunden, und eine Stunde hat 60 Minuten.

*) In einem Schaltjahr, welches alle 4 Jahre ist (so oft sich nämlich die Jahrzahl durch 4 dividiren läßt), hat der Februar 29 Tage.

Inhalt des Lesebuchs.

Erste Hälfte.

I. Vom Unterscheiden und Vergleichen. Seite 1.
II. Von Ursach und Wirkung. — 4.
III. Von Mittel und Endzweck. — 6.
IV. Erzählungen. — 7.
1. Das gute Kind. — 7.
2. Das unordentliche Schulkind. — 8.
3. Bescheidenheit. — 9.
4. Achtsamkeit. — 10.
5. Verführung. — 12.
6. Ungerechte Verspottung. — 13.
7. Der Eigensinnige. — 14.
8. Verträglichkeit. — 15.
9. Bestrafter Muthwille — 15.
10. Rachsucht. — 16.
11. Gefrässigkeit. — 17.
12. Unterschied des Vergnügens. — 18.
13. Der Undankbare. — 19.
14. Der reiche Mann. — 20.
15. Das Gewitter. — 21.

16. Was heißt Schmollen? ; Seite 23.
17. Unreinlichkeit. ; ; ; — 24.
18. Höflichkeit. ; ; ; ; — 25.
19. Die Verläumderin. ; — 27.
20. Die unerfahrne Jugend. ; — 28.
21. Die Wahrsagerin. ; ; — 29.
22. Der Glücksspieler. ; ; — 30.
23. Aberglauben. ; — 33.
24. Die Folgen des Fleisses und der Faulheit. ; — 34.
25. Die Näscherin. ; — 37.
26. Mitleiden gegen Thiere. ; — 39.
27. Der Schadenfrohe Knabe. ; — 41.
28. Zeitvertreib. ; ; — 42.
29. Folgen der Unwissenheit und Unvorsichtigkeit. ; ; — 43.
30. Boshafter und höchst strafbarer Spaß. ; ; — 44.
31. Der aufrichtige Knabe. ; — 45.
32. Die Angeberin. ; ; — 46.
33. Der Lügner. ; ; — 47.
34. Die muthwillige Verderberin. — 49.
35. Das Gespenst. ; ; — 50.
36. Unbeständigkeit. ; — 51.
37. Ehrlichkeit. ; ; ; — 52.
38. Eigensinn und Bosheit. ; — 53.
39. Unnütze Künste. ; ; — 55.
40. Das arbeitsame Kind. ; — 56.
41. Folgen der Nekkerei. ; — 58.
43. Der kleine Wagehals. ; — 62.
44. Gefälligkeit. ; ; — 63.
45. Gewissenhaftigkeit. ; — 64.
46. Geduld. ; ; — 66.
47. Ungeduld. ; ; — 67.

48. Treibe du die Arbeit, sonst treibt sie dich. ; ; Seite 68.
49. Die Näscherin. ; ; — 69.
50. Schwatzhaftigkeit. ; — 71.
51. Verschwiegenheit. ; — 72.
52. Kindischer Stolz. ; — 73.
53. Sanftmnth. ; — 75.
54. Der Taubenfreund. ; — 76.
55. Vorwitz. ; — 77.
56. Falsche Herzhaftigkeit. ; — 78.
57. Die Baumblätter. ; — 79.
58. Fortsetzung. ; — 81
59. Anhaltender Fleiß vermag viel. — 84.
60. Das neidische Kind. ; — 86.
61. Die wohlthätigen Kinder. — 87.
62. Erfahrung. ; — 89.

Zweite Hälfte.

V. Vom Spielen und Arbeiten. — 91.
Spielen. ; ; — 91.
Arbeiten. ; — 94.
VI. Wie muß man es machen, damit es einem wohlgehe? ; ; — 95.
VII. Kurze Sätze rc. als Stoff zu nützl. Unterredungen. ; — 99.
VIII. Richtig Sprechen, Lesen und Schreiben. ; ; ; ; — 105.
IX. Rechnen. ; ; — 121.
X. Sittenregeln für Kinder. ; — 145.
XI. Sprüche und Lieder zum Auswendiglernen. ; — 149.
Sprüche. ; ; — 149.
Lieder. ; — 154.

XII. Anhang. Seite 165.
1. Ein mal Eins. — 165.
2. Römische Ziffern. — 166.
3. Geldsorten. — 166.
4. Gewichte. — 167.
5. Dinge, die man zählt. — 167.
6. Getreidemaaß. — 167.
7. Weinmaaß. — 168.
8. Längenmaaß. — 168.
9. Zeiteintheilung. — 169.

Druckfehler, welche die Lehrer, ehe sie dies Buch mit dem Kindern lesen, zu verbessern gebeten werden.

S. 7. Zeile 3 und 4, — statt wel:es lies wel:ches.
— 27. Z. 13. — — statt Spie lies Spiel.
— 29. Z. 16. — — statt 20 lies 21.
— 72. Z. 3 von unten, statt mein lies nein.
— 82. Z. 7. — — statt bleibe lies bliebe.
— 99. Z. 4. — — statt Stopf lies Stoff.
— 113. Z. 1. — — statt ausgestopft l. ausstopft.
— 134. Z. 3. von unten statt Aefel l. Aepfel.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lesebuch für Bürgerschulen

Bd.: 1. Theil

Berlin 1788

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 1335
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11252052-5
VD18 80276997-001